

schreiben
von wel-
ls ob sie
wenn man
men auch
o unseren
ver ihren
ne Faust
nd Män-
g zuliebe
weien und
—z.

Leipzig,
(er.)

sie zau-
zückender
e immer
und den
e andere,
wahren

ten, das
er Zeilen
Reception

alle seine
wenn ich
fast alles
an er hat
liche und
auch viel
ssen und
Benjamin

enstein;
wird noch
cher, un-
Oleich-
heim nicht
en Klein-
hältnisse.
Annatur
t. Statt

ich's um
Römer
e 2. —
enden.“
aus dem
ingewan-
mmelten
war ihm,
uerlicher
ndfrische
ht unter-

—1.

n Win-
uttgart,

geholfen.
e in den
für die
r Stücke
ich, daß
ter seine
lücklichste
—r.



Nr. 36.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsprelliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 7. Juni.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Herbst. Von August Strindberg. — Verbrechen oder Atabismus? Von Max Pawlowsky. — Der vierte Stand auf der Bühne. Studie von Georg Engel. — Transport von Gosen. Von Dr. Robert Henriques. — Zum Possionspiel in Oberammergau. Von L. Schönhoff. II. — Ferdinand Nalmund. Zum 1. Juni 1890. Von Walter Pactow (Schluß). — Überländer. Von Paul Ernst. — Die Campagne der „Freien Bühne.“ Von F. W. — Kleine Kritik.

Herbst.

Von

August Strindberg.

Sie waren zehn Jahre verheiratet gewesen! Glücklich? So glücklich wie die Verhältnisse es erlaubten! Sie hatten gleichmäßig gezogen, gleichmäßig wie zwei starke Zugochsen, von denen jeder an seinem Ende des Strangs zieht.

Im ersten Jahre vergrub man natürlich eine Menge Illusionen über die Ehe als absolute Seligkeit. Im zweiten Jahre kamen die Kinder, und die Mühsal des Lebens gab nicht viel Zeit zum Grübeln.

Er war sehr häuslich, vielleicht ein bißchen sehr und hatte in der Familie seine kleine Welt gefunden, deren Mittelpunkt er war; die Kinder waren die Radien, und die Gattin suchte auch Mittelpunkt zu sein, nie aber mitten im Zirkel, denn dort saß der Mann, und deshalb fielen die Radien zuweilen übereinander und zuweilen auseinander, und so geriet das Ganze in Unordnung.

Jetzt im zehnten Jahr wurde der Mann zum Sekretär bei der Gefängnisinspektion ernannt und mußte auf Reisen gehen. Das brachte eine Erschütterung seiner Hausgewohnheiten mit sich, und er verspürte eine wirkliche Unlust bei dem Gedanken, für einen ganzen Monat das Haus verlassen zu müssen. Er wußte nicht recht, ob er mehr die Frau oder die Kinder vermissen würde, vielleicht beide Teile gleich.

Am Abend vor der Abreise sitzt er in seinem Sofa und sieht zu, wie die Frau seinen Reisefack packt. Sie liegt auf den Knien auf der Diele und legt seine Wäsche hinein. Sie stäubt seinen schwarzen Anzug ab, legt ihn behutsam in Falten zusammen, daß er möglichst wenig Platz einnimmt; denn was verstand er sich auf solche Dinge!

Sie hatte ihre Stellung im Hause nie als Dienstmagd aufgefaßt, kaum als Frau. Sie war Mutter, Mutter für die

Kinder und für ihn. Sie fühlte sich nie gedemütigt seine Strümpfe zu stopfen und forderte niemals einen Dank. Und sie fand, daß er deswegen nicht in ihrer Schuld stände, da er ihr und ihren Kindern ja als Entgelt heile Strümpfe und noch viel mehr gab, was sie alles von auswärts hätte zusammentragen müssen, während die Kinder sich zu Hause allein überlassen würden.

Er saß in der Sofaecke und sah sie an. Der Abschied nahte heran und man fing an kleine Vorschüffe auf die Trennung zu erheben. Er betrachtete ihre Figur. Die Schulterblätter waren etwas herausgetreten, und der Rücken war gekrümmt von Arbeit über der Wiege, über dem Plättbrett und dem Kochherd. Er war auch von Arbeit über dem Schreibtisch gebeugt, und seine Augen hatten Hilfe nehmen müssen. Jetzt aber dachte er wirklich nicht an sich. Er sah, daß ihre Haarflechten dünner geworden, und daß eine schwache Lichtung am Scheitel sichtbar wurde. Hatte sie ihre Schönheit für ihn verloren, für ihn allein? Nein, für die kleine Gemeinde, die sie alle bildeten, denn sie hatte ja auch für sich selbst gearbeitet. Auch sein Haar war auf dem Scheitel dünner geworden im Kampfe für sie alle. Vielleicht hätte er mehr Jugend besessen, wenn nicht so viele Mäulchen, wenn er allein gewesen wäre; er aber hätte nicht einen Augenblick allein sein mögen.

„Es wird Dir gut thun, ein bißchen hinauszukommen,“ sagte die Frau, „Du hast viel zu viel zu Hause gefressen und gemunkelt.“

„Du bist froh, mich los zu werden,“ sagte er, nicht ohne ein wenig Bitterkeit, „ich aber werde Euch gewiß vermissen.“

„Du bist wie die Hauskaze, Du vermissst Deine warme Ecke; aber ich glaube nicht, daß Du mich so furchtbar vermissen wirst.“

„Und die Kinder?“

„Ja, wenn Du weg bist; aber bist Du zu Hause, so knurrt Du sie aus. Natürlich, schlimm gemeint ist's ja nicht. O nein, Du hast sie ja lieb, glaub' ich. Ich will nicht ungerecht sein.“

Beim Abendtisch war er sehr sanft und ihm war nicht wohl zu Mute. Er las die Abendzeitungen nicht, sondern versuchte sich im Gespräch mit seiner Frau zu unterhalten; sie aber hatte so viel zu schaffen, daß sie sich nicht viel Zeit zum Schwätzen gab, und außerdem hatten sich ihre Gefühle hinreichend gestählt während zehnjähriger Campagne in Kinderzimmer und Küche. Er war gefühlvoller gestimmt, als er zeigen wollte, und die Unordnung im Zimmer versetzte ihn in Unruhe. Er sah Stückchen von seinem eigenen Leben, von seiner Existenz durcheinander geworfen auf Stühlen und Kommoden, und der offene schwarze Reisefack gähnte ihn an wie ein Sarg, wo weiße Linnen um schwarze Kleider gewickelt waren, die noch die Spuren von seinen Knien und Ellenbogen trugen. Und ihm schien, er läge da selbst im weißen gestärkten Hemde, fertig, daß der Sargdeckel über ihn gelegt und er fortgetragen würde.

Am folgenden Morgen, einem Augustmorgen, fuhr er aus dem Bette, kleidete sich an mit zugeschnürter Kehle und war sehr nervös. Er ging in das Kinderzimmer und küßte alle Kinder, die sich den Schlaf aus den Augen rieben; und nachdem er seine Frau umarmt, setzte er sich in die Droschke, um zur Eisenbahnstation zu fahren.

Die Reise in Begleitung seiner Vorgesetzten zerstreute ihn, und er empfand es als eine Wohlthat, ein bißchen aufgerüttelt zu werden. Das Heim lag hinter ihm wie eine dunstige Schlafkammer, und er war ganz heiter, als er Linköping erreicht hatte.

Die übrige Zeit des Tages verging mit einem feinen Gefängnisdiner in dem großen Hotel, wo man auf das Wohl des Gouverneurs trank, aber nicht auf das der Gefangenen, die doch der Zweck der Fahrt waren. Dann aber kam der Abend im einsamen Zimmer.

Ein Bett, zwei Stühle, ein Tisch, eine Kommode und ein Stearinlicht, das seinen ärmlichen Schein auf die nackten Tapeten verbreitete. Der Sekretär fühlte sich bekommen. Alles fehlte ihm. Die Pantoffeln, der Schlafrock, das Pfeifenbrett, der Schreibtisch, alle diese Kleinigkeiten, die er als Bestandteile seines Lebens in sich aufgenommen hatte. Und dann die Kinder und die Frau. Wie es ihnen wohl jetzt erging. Waren sie gesund? Er wurde unruhig und sehr düster. Als er seine Uhr aufziehen wollte, vermißte er den Uhrschlüssel. Er hing daheim am Uhrstativ, das seine Frau ihm als Braut gestickt hatte. Er legte sich zu Bett und zündete eine Cigarre an. Er mußte aber wieder hinaus und ein Buch im Reisefack suchen. Alles war so ordentlich eingepackt, daß er bange war es zu verwirren. Aber während er darin herumgrub, bekam er die Pantoffeln zu fassen. Sie hatte doch Gedanken für alle und alles! Und das Buch fand er auch. Er las aber nichts. Er lag und dachte an das Vergangene, an seine Frau vor zehn Jahren. Und das Bild von ehemals trat hervor, und das jetzige verschwand in dem blaubraunen Rauch der Cigarre, der in Ringen zu der regenbefleckten Decke emporstieg. Auch er fühlte eine grenzenlose Sehnsucht. Jedes harte Wort, das er gesagt, klang ihm in den Ohren, und er bereute jede bittere Stunde, die er ihr verschafft. Zuletzt schlief er ein.

Am folgenden Tage neue Arbeit und neues Diner, mit einem Toast für das Wohl des Direktors, aber noch keinen für die Gefangenen. Am Abende Einsamkeit, Lesen, Kälte. Er fühlte ein Bedürfnis sie zu sprechen. Dann nahm er Papier hervor und setzte sich an den Schreibtisch. Er hielt inne

beim ersten Federzug. Wie sollte er schreiben. „Liebe Anna,“ war es immer, wenn er einen Briefzettel heimstichtete, daß er außer dem Hause essen würde. Jetzt aber schrieb er nicht an Mama, es war an die ehemalige Braut, an die Geliebte. Und er schrieb „Lilly, meine Geliebte,“ wie früher. Zu Anfang ging es träge, denn so viele schöne Worte waren aus der trockenen, schweren Sprache des täglichen, alltäglichen Lebens verschwunden; bald aber wurde er warm, und jetzt stiegen sie in seiner Erinnerung auf wie vergessene Melodien; Walzertakte und Romanzenfragmente, Syringen und Schwalben, Abendstunden beim Sonnenuntergang auf spiegelblanken Buchten; alle Lenzeserinnerungen des Lebens tanzten aus Sommervölkchen hervor und stellten sich um sie. Ganz unten auf der Seite setzte er einen Stern, wie Liebende es zu thun pflegen, und daneben schrieb er — ganz wie ehemals — „Küsse dort!“ Als er fertig war und seinen Brief durchlas, fühlte er ein Brennen auf den Wangen und war gewissermaßen geniert. Weshalb, das wußte er nicht recht. Aber es war, als wenn man seine innigsten Gefühle an jemanden ausgiebt, der sie vielleicht nicht richtig versteht. Indessen schickte er den Brief ab.

So vergingen einige Tage, ehe die Antwort kam. Während des Wartens fühlte er sich kindlich schüchtern und bedrückt.

Dann aber kam die Antwort. Er hatte den rechten Ton getroffen, und aus Räuchendunst und Kinderstübentlärm stieg ein Gesang so klar und volltönend warm und rein wie die erste Liebe. Und nun begann ein Austausch von Liebesbriefen. Er schrieb jeden Abend, und zuweilen wurde auch eine Briefkarte im Lauf des Tages abgeschickt. Die Kameraden erkannten ihn nicht wieder. Er fing nämlich an, seine Kleidung und sein Äußeres zu pflegen, so daß man ihn wegen eines Liebesverhältnisses in Verdacht hatte. Und er war verliebt, aufs neue! Er schickte ihr seine Photographie ohne Brille, und sie ihm eine Locke ihres Haars. Sie waren wieder kindlich in ihren Ausdrücken, und er hatte farbiges Briefpapier mit Tauben darauf gekauft. Sie waren ja aber auch Menschen in den besten Jahren, welche die Vierziger noch lange nicht hinter sich hatten, obgleich sie sich unter dem Kampf des Lebens alt zu fühlen angefangen hatten. Er hatte sie auch im letzten Jahr in der Ehe vernachlässigt, nicht so sehr aus Kälte, sondern aus Achtung; denn er sah in ihr die Mutter der Kinder.

Die Reise nahte sich ihrem Ende. Jetzt fing er an eine gewisse Unruhe zu verspüren bei dem Gedanken an das Wiedersehen. Er hatte mit der Geliebten korrespondiert; würde er sie wiederfinden in der Mutter und der Hausfrau. Er war bange, bei der Rückkehr sich enttäuscht zu fühlen. Er wollte sie nicht mit einem Küchenhandtuch sehen, auch nicht mit den Kindern an den Röcken, wenn er sie umarmen sollte. Sie mußten sich allein, an einem anderen Ort begegnen. Sollte er ihr ein Stelldichein geben in Vaxholm zum Beispiel, in dem Wirtshause, wo sie so manche frohe Stunde verlebte während ihrer Verlobungszeit. Das wäre eine Idee! Und dort während der zwei Tage die entschwundene, erste frohe Periode von Frühlingstagen wieder zu durchleben, die nie wiederkehren sollten.

Er setzte sich hin und legte ihr seinen Vorschlag in einem langen, glühenden Brief vor, welchen sie umgehend und bejahend beantwortete, glücklich, daß er auf dieselben Gedanken geraten wie sie.

Zwei Tage später war er in Bagholm und bestellte Zimmer im Wirtshause. Es war an einem schönen Septembertage. Er aß sein Mittagessen allein im großen Saal, trank ein Glas Wein und fühlte sich wieder jung. Es war so hell und lustig hier. Draußen lag das Wasser so blau und nur die Birken am Strande hatten die Farbe gewechselt. Drunten im Garten standen noch die Georginen in voller Blüte und die Reseda duftete von den Rabattenrändern. Eine oder die andere Biene besuchte noch die trocknenden Kelche, kehrte aber enttäuscht nach ihrem Stock zurück. Auf dem Sund tanzten die Segel hin und her von einer schwachen Brise, und im Umlegen flatterten die Segel und schlugen an den Mast, und die Möwen flogen schreiend und verschucht fort von den Strömungsfischern, die in ihren Booten saßen und tranken.

Er trank seinen Kaffee auf der Veranda und fing an auf das Dampfboot zu warten, das um sechs Uhr kommen sollte.

Unruhig, als ob er etwas Ungewissem entgegenginge, wanderte er auf und ab auf dem Balkon, über die Bucht hinausspähend, und über den Sund nach der Strandseite aus, von wo das Boot in Sicht kommen sollte.

Schließlich stieg ein Rauch über dem Tannenwalde nach dem Tenölande auf. Er bekam ein gelindes Herzklopfen und trank einen Viskör. Darauf ging er zum Strande hinab. Jetzt erschien der Schornstein mitten im Sunde, und bald sah er die Flagge am Vordermast. Kam sie mit, oder war etwas dazwischen gekommen. Einem von den Kindern konnte nur was geschehen sein, und sie würde zu Hause bleiben, und dann mußte er ja die Nacht allein im Hotel zubringen. Die Kinder, die während der letzten Wochen in den Hintergrund getreten, stiegen jetzt hervor als ein Etwas, das sich zwischen ihr und sie stellte. In den letzten Briefen war nur wenig von ihnen die Rede gewesen, als ob sie etwas Störendes entfernen wollten, oder etwas, das nicht Zeuge sein durfte.

Er stampfte auf die Dampfschiffsbrücke, die unter seinen Füßen knarrte, bis er unbeweglich still stand bei einem Pfosten, starr nach dem Boot hinansblickend, dessen Rumpf sich vergrößerte und dessen Kielwasser sich wie ein Strom von schmelzendem Golde über die blaue, leicht gekräuselte Wasseroberfläche legte. Jetzt sah er Leute sich rühren auf dem oberen Deck und Matrosen sich mit dem Tauwerk am Vorsteven beschäftigen.

Und dann rührt sich etwas Weißes droben neben dem Steuerhäuschen. Er ist ganz allein auf der Brücke und keinem anderen als ihm kann das Winken gelten, und kein anderer kann ihm zuwinken als sie. Er nimmt sein Taschentuch hervor und erwidert den Gruß. Er bemerkt aber, daß sein Taschentuch nicht weiß ist, denn er hat sich schon lange farbige angeschafft aus Sparsamkeit. Das Dampfboot pfeift, signalisiert und die Maschine stoppt, und nun gleitet das Fahrzeug an die Brücke vor.

Sie grüßen sich mit den Augen, wegen der Entfernung aber können sie noch kein Wort wechseln. Das Boot legt an. Er sieht, wie sie langsam vorwärts über die Landungsbrücke gedrängt wird. Sie ist es, und doch ist sie's nicht. Zehn Jahre liegen dazwischen! Die Mode hat sich verändert, der Schnitt der Kleider ist ein anderer geworden. Früher sah er ihr feines dunkles Gesicht zur Hälfte eingerahmt von dem damals gebräuchlichen Schutzhut, der die Stirn frei ließ, jetzt war sie beschattet von der häßlichen Imitation eines Männer-

hutes; damals zeichnete sich ihre liebliche Figur in kleinen spielenden Linien unter der so hübsch drapierten Visitenmantille, welche schelmisch die Rundung der Schultern und die Bewegungen der Arme verbergte und hervorhob; jetzt wurde die ganze Gestalt entstellt durch einen langen Kutschrock, der wohl die Kleider abzeichnete, aber nicht die Figur; und als sie den letzten Schritt auf die Landungsbrücke that, sah er ihren kleinen Fuß, in den er sich damals verliebt hatte, als er in einem Knopfstiefel von der Form des Fußes steckte, in einen chinesischen Spitzpantoffel ausgereckt, der dem Fußblatte nicht gestattete, sich in jenen tangenden Rhythmen zu bewegen, die damals sein Entzücken waren.

Sie war es, und sie war es nicht!

Er umarmte und küßte sie!

Sie fragten sich nach ihrem gegenseitigen Befinden, und er wie die Kinder es hatten. Und dann gingen sie den Strand hinan.

Die Worte fielen unbehilflich, trocken, gezwungen. Wie sonderbar! Es war, als ob sie sich vor einander schämten, und keine Anspielung auf den Briefwechsel wurde gemacht.

Zuletzt faßte er Mut.

„Wollen wir einen Spaziergang machen, ehe die Sonne untergeht?“

„Ja, gern,“ sagte sie und nahm seinen Arm.

Sie gingen die Straße hinauf in die kleine Stadt.

Alle Sommerlokale waren mit Läden verschlossen und die Gärten waren geplündert. Hier und dort hing noch ein Apfel, der sich hinter einem Blatt versteckt, am Baum, die Beete aber waren jeder Blume beraubt. Die Veranden, die ihre Zeltmarkisen verloren, sahen aus wie Skelette, und wo man früher Gesichter gesehen und frohes Lachen gehört, war es still.

„Es sieht so herbstlich aus,“ sagte sie.

„Ja, es ist graulich, die Sommerbelustigungen zu sehen, so hinterher.“

Und sie wanderten weiter.

„Wir wollen hingehen und es uns ansehen, wo wir früher wohnten,“ sagte sie.

„Ja, das ist amüsant.“

Und sie gingen nach der Badeanstalt. Dort lag das kleine Häuschen eingeklemmt zwischen Gärtners und Lotsenältermanns, mit dem roten Staket rundum, mit seiner Veranda und seinem Gartenteppich. Erinnerungen an das Genossene tauchten auf. Dort in der Kammer, da wurde der erste geboren. Jubel und Fest! Gesang und Jugend! Da stand der Rosenbusch, den sie pflanzten. Und da lagen die Erdbeerbeete, die sie angelegt, das heißt, sie lagen jetzt doch nicht da, denn sie waren wieder zu einer Grasplaine verwachsen. Dort sah man die Spuren in den Eschen von der Schaukel, die nicht mehr existierte.

„Danke für Deine schönen Briefe,“ sagte sie und drückte seinen Arm. Er errötete und antwortete nichts. Darauf kehrten sie zum Hotel zurück, während er Einzelheiten von der Reise berichtete.

Er hatte in dem großen Saal decken lassen, an ihrem Tisch, wo sie in jener Zeit zu sitzen pflegten. Ohne Tischgebet nahmen sie Platz.

Und jetzt saßen sie wieder zu Zweien. Er nahm den Brotkorb und bot ihr an. Sie lachte. „Das ist nicht von gestern, daß Du so artig bist.“ Es war aber so neu und

amüſant im Wirtshauſe zu eſſen, und bald ſaßen ſie bei einem warmen Geſpräch wie in einem Duett, wo jeder einſiel mit einer Erinnerung, und ſie lebten in Erinnerungen. Die Augen leuchteten, und die kleinen Runzeln der Geſichter glätteten ſich aus. O die goldene, roſenrote Zeit, die man nur einmal lebt, wenn man ſie erlebt, und die ſo viele, viele nie erleben. Beim Deſſert flüſterte er der Kellnerin etwas zu, die gleich darauf mit einer Flaſche Champagner erſchien.

„Lieber Ard, was denkſt Du?“ ſagte die Frau, halb vorwurfsvoll.

„An den Frühling, der entſchwunden, der aber wiederkehren ſoll.“

Er dachte aber nicht excluſiv an ihn, denn bei dem Vorwurf der Frau glitt, als wenn eine Raſe durchs Zimmer geht, ein dunkles Bild von der Kinderſtube und der Milchgrützenschüſſel an ihm vorbei. Dann klärte ſich's wieder auf, und der roſenrote Wein rührte wieder die Saiten der Erinnerung, und ſie warfen ſich wieder in den verräteriſchen Rausch der Vergangenheit.

Er ſaß jezt, mit dem Ellenbogen auf dem Tiſch und die Hand vor den Augen, als ob er von dem Gegenwärtigen nicht geſtört ſein wollte, dem Gegenwärtigen, das er doch gerade geſucht.

Die Stunden vergingen raſch. Sie ſtanden auf und gingen in den Salon, wo das Klavier ſtand, um Kaffee zu trinken.

„Wie es den Kleinen wohl gehen mag,“ ſagte die Frau, die zuerſt aus dem Rausch erwachte.

„Seze Dich und ſinge,“ ſagte er und öffnete das Inſtrument.

„Was ſoll ich ſingen, Du weißt ja, daß ich ſo lange nicht geſungen habe.“

Ja, das wußte er, jezt aber wollte er Geſang haben.

Sie ſetzte ſich ans Piano und präluſierte. Es war ein flapperndes Wirtshauspiano, das wie loſe Zähne klang.

„Was ſoll ich ſingen?“ fragte ſie und drehte ſich auf dem Stuhle um.

„Das weißt Du, Lilly,“ ſagte er, ohne daß er es wagte ihrem Blick zu begegnen.

„Dein Lied! Ja! Wenn ich mich nur noch erimere!“ Und ſie ſang: „Wie mag das Land wohl heißen, wo die Geliebte weilt.“

Aber ach, die Stimme war dünn und ſcharf, und vor Nührung wurde ſie unrein. Es war mitunter wie ein Schrei aus der Tiefe einer Seele, die fühlt, daß der Mittag vorüber iſt, und daß der Abend hereinbricht. Die Finger, die harte Arbeit gethan, ſaßen nicht ſo leicht die rechten Töne, und das Inſtrument war ausgeſpielt; der Filz an den Hämmern war ausgenutzt, und das nackte Holz klapperte gegen die Metallſaiten.

Als das Lied zu Ende war, wagte ſie anfangs nicht ſich umzudrehen, als ob ſie erwarte, er ſolle zu ihr hinkommen und ihr etwas ſagen. Da ſie ſich auf dem Stuhl umdrehte, ſaß er im Sofa und weinte. Sie wollte zu ihm hineilen, ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände nehmen und ihn wie ehemals küſſen; ſie blieb aber ſitzen, bewegungslos, die Blicke auf den Fußboden.

Er hatte eine unangezündete Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger. Als er hörte, daß es ſtill wurde, biß er die Spitze ab und ſtrich ein Zündhölzchen an.

„Dank, Lilly,“ ſagte er und rauchte. „Willſt Du jezt Kaffee trinken?“

Sie tranken Kaffee und ſprachen über Sommervergüßen im allgemeinen, und wo ſie das nächſte Jahr wohnen ſollten. Das Geſpräch aber kam ins Stocken und man wiederholte ſich. Zulezt ſagte er in einem langen, unverhüllten Gähnen: „Jezt gehe ich zu Bett!“

„Das thue ich auch,“ ſagte ſie und ſtand auf. „Ich will aber erſt ein bißchen hinausgehen auf den Balkon.“

Er ging in das Schlafzimmer. Die Frau blieb einen Augenblick im Speiſeſaal und ſprach mit der Wirtin über eingemachte Zwiebeln, worauf ſie ſich in Wolleuwäſche verirren, was eine halbe Stunde dauerte.

Als ſie wieder hineinkam, blieb ſie vor der Schlafzimmerthür ſtehen und horchte. Da drinnen war alles ſtill und die Stiefel ſtanden draußen. Sie klopfte an, niemand antwortete. Da öffnete ſie die Thür und ging hinein. Er ſchlieſ.

Er ſchlieſ!

Am nächſten Morgen ſaßen ſie am Kaffeetiſch. Der Herr hatte Kopfweg und die Frau ſah unruhig aus.

„Pſui, was für ein Kaffee,“ ſagte er und machte ein Geſicht.

„Es iſt braſilianischer,“ ſagte ſie.

„Was thun wir heute?“ ſagte er und zog die Uhr hervor.

„Du ſollteſt Dir ein Butterbrot nehmen,“ meinte die Frau, „ſtatt über den Kaffee zu ſchimpfen.“

„Ja, das kann ich thun,“ ſagte er, „und einen kleinen Schnaps dazu. Dieſer fine Champagne, her!“

Er bekam eine Schüſſel Butterbrot mit Schnapsflaſche und wurde wieder vergnügt.

„Jezt wollen wir nach dem Loſſenberge gehen, um uns die Ausſicht von dort anzusehen.“

Sie ſtanden auf und gingen aus.

Das Wetter war herrlich und der Spaziergang that gut. Als ſie aber den Berg hinaufwollten, ging es langſam, der Frau wurde das Atmen beſchwerlich, und der Herr war ſteif in den Knien. Keine Parallelen mit früheren Zeiten wurden aufgeſtellt.

Darauf gingen ſie auf die Viehweide. Die Wiefen waren längſt abgemäht und abgeweidet, daß keine Blume zu ſehen war. Sie ſetzten ſich jedes auf einen Stein.

Er fing an vom Gefängnißweſen und Inſpektion zu reden; ſie von den Kindern.

Darauf gingen ſie wieder ein Endchen ohne zu ſprechen. Er nahm die Uhr hervor. „Noch drei Stunden bis zum Mittag,“ ſagte er.

Und er dachte, ich möchte wiſſen, was wir morgen anfangen ſollen.

Sie ſehrten um nach dem Hotel. Er fing an nach Zeitungen zu ſuchen. Sie lachte und ſetzte ſich Thee neben ihm hin. Der Mittag verlief ganz ſtill. Zulezt nahm die Frau das Kapitel von den Dienſtmädchen auf.

„Um Gottes willen, laß mich mit den Mädchen in Frieden,“ fuhr es aus ihm heraus.

„Ja, um zu ſaufen ſind wir doch wohl nicht hergekommen,“ antwortete ſie.

„Hab' ich gezannt?“

„Ich doch nicht.“

gnügen
sollten.
ste sich.
„Jetzt

sch will

o einen
er ein-
erirrten,

immer-
und die
wortete.

er Herr

hte ein

hervor.

e Frau,

kleinen

che und

am uns

at gut.

m, der

ar steif

wurden

waren

u sehen

u reden;

prechen.

is zum

gen an-

nach Zei-

den ihm

ie Frau

n Frie-

ergetom-

Und eine furchtbare Pause folgte.

Jetzt wäre die Dazwischenkunft von irgend jemanden erwünscht gewesen.

Die Kinder! Ja! Dies tête-à-tête fing an ihm lästig zu werden. Aber doch schnitt es ihm ins Herz, wenn er an die lichten Stunden von gestern dachte.

„Laß uns nach dem Eichenhügel gehen und Erdbeeren pflücken,“ sagte sie.

„'s giebt ja keine Erdbeeren zu dieser Jahreszeit, Kind, es ist ja Herbst.“

„Laß uns doch hingehen!“

Und sie gingen weiter. Es kam aber kein Gespräch zu stande. Er suchte mit den Augen nach irgend einem Gegenstande, irgend was am Wege, wovon sie sprechen konnten. Alles aber war trocken ausgesprochen. Sie kannte alle seine Meinungen und mißbilligte einen großen Teil davon. Außerdem sehnte er sich jetzt heim; heim nach seinen Kindern und seinem Haus. Dies war doch zu toll, hier wie zum Narren herumzugehen und jeden Augenblick einer Zankerei ausgesetzt zu sein. Schließlich blieben sie stehen, denn die Frau war müde. Er zeichnete mit seinem Stock und wünschte nur, daß die Frau Veranlassung zu einem Ausbruch geben möchte.

„An was denkst Du?“ fragte sie endlich.

„Ich?“ antwortete er, als ob er sich von einer Last befreit fühlte. „Nun ja, das habe ich gedacht: Wir sind alt, Mama, wir haben ausgespielt und müssen uns mit dem begnügen, was gewesen ist. Denkst Du darüber wie ich, so reisen wir mit dem Abenddampfer nach Hause. Was?“

„Daran hab' ich die ganze Zeit gedacht, lieber Alter, Du solltest aber Deinen Willen haben.“

„Gut also, wir reisen nach Haus. Es ist nicht Sommer mehr, es ist Herbst.“

„Ja, es ist Herbst!“

Mit leichten Schritten kehrten sie zurück. Er war nur ein bißchen verdrießlich über die prosaische Wendung, welche die Sache genommen, und empfand ein Bedürfnis, eine philosophische Erklärung des Sachverhältnisses zu geben.

„Siehst Du, Mamachen,“ sagte er, „mein Lin . . . chen (das Wort war ihm zu stark), meine Neigung für Dich hat im Lauf der Jahre eine Evolution durchgemacht, wie man heutzutage zu sagen pflegt. Sie hat sich entwickelt, vervielfältigt sozusagen, so daß sie an der Umfassung eines Individuums zu Anfang, späterhin in der Familie als einer Kollektivität ihren Endzweck gefunden. Es gilt nunmehr nicht Dir persönlich, nicht den Kindern, sondern dem Ganzen“

„Oder, wie der Onkel immer sagt, die Kinder sind die Bligableiter!“

Nach seiner philosophischen Erklärung war er wieder er selbst geworden. Es war so schön, den Gehrock aus- und den Schlafrock wieder anziehen zu können. Und wie sie ins Hotel zurückkamen, ging die Frau gleich an die Reisetasche, und da war sie in ihrem Esse. Und wie sie an Bord des Schiffes gekommen, gingen sie augenblicklich in den Speisefalon. Anstandshalber hatte er doch erst gefragt, ob sie den Sonnenuntergang sehen sollten, was sie abschlug.

Als sie zu Abend aßen, legte er sich selbst vor, und sie fragte die Restauratrice, wieviel das Tafelbrot kostete.

Er aß sich satt, und als er das Porterglas an den Mund

setzte, konnte er einen Gedanken, der ihn lange belustigt, nicht mehr zurückhalten:

„Alte Schrulle! Was?“ sagte er und lachte seine Frau an, die gerade während des Kauens nach ihm hinübergeschickt hatte.

Sie lachte ihm aber nicht zurück in sein glänzendes, fettes Gesicht, sondern ihre Augen, in denen es während einer Sekunde aufblitzte, nahmen solch einen zermalmenden Ausdruck von Würde an, daß er ganz verlegen wurde.

Jetzt war der Zauber gebrochen, die letzte Spur von der Geliebten entschwunden, er saß allein mit der Mutter seiner Kinder, und er fühlte sich flach.

„Weil ich einen Augenblick damlich war, solltest Du mich nicht geringschätzen,“ sagte sie ernst. „In der Neigung des Mannes aber liegt ein gut Teil Nichtachtung; es ist sonderbar.“

„Und in der der Frau?“

„Viel mehr noch! Das ist wahr! Sie hat aber auch größere Veranlassung.“

Die Dampfpfeife über ihren Köpfen unterbrach das Gespräch. Sie waren angekommen.

Als sie wieder in ihr Heim traten, und er sie von der Kinderchar umgeben sah, fühlte er bald, daß seine „Neigung“ für sie eine Verwandlung erfahren, und daß ihre Neigung für ihn auf all diese kleinen Schreihälse übergegangen und sich verteilt hatte. Vielleicht hatte er ihre Neigung nur als Mittel zum Zweck befaßt. Seine Rolle war ja nur eine vorübergehende, und deshalb fühlte er sich an die Luft gesetzt. Hätten sie ihn nicht nötig gehabt zum Brottschaffen, so wäre er wahrscheinlich jetzt schon beiseitegeschoben.

Er ging in sein Arbeitszimmer, nahm seinen Schlafrock und seine Pantoffeln, zündete sich eine Pfeife an und fühlte sich wieder heimisch. Draußen peitschte der Regen, und der Wind pfiß durch die Ofenröhre.

Als die Frau mit den Kindern fertig war, kam sie zu ihm herein.

„Es ist kein Wetter zum Erdbeerenpflücken,“ sagte sie.

„Nein, Alte, der Sommer ist zu Ende und es ist Herbst.“

„Ja, es ist Herbst,“ antwortete sie, „deshalb aber doch noch nicht Winter. Immer ein Trost.“

„Ein Trost! Ein schwacher Trost, wenn man nur einmal lebt.“

„Zweimal, wenn man Kinder hat, nie, wenn man seine Kindeskinde sieht!“

„Nachher aber ist es ganz aus.“

„Insofern es kein Leben nach diesem giebt.“

„Dafür ist keine Sicherheit! Und doch, wer weiß? Ich glaube daran, mein Glaube aber ist kein Beweis.“

„Ja, aber es ist schön, daran zu glauben, laß uns daran glauben, laß uns glauben, daß es noch mal Frühling werden kann für uns beide! Laß uns daran glauben!“

„Ja, wir wollen daran glauben,“ sagte er und legte seinen Arm um ihren Leib.

Verbrechen oder Atavismus?

von

Max Pawlowshy.

Die eigenartige Manie des Lokomotivführers Jacques Lantier in Zolas letztem großen Romane «La bête humaine,» sein Unvermögen auch nur den bloßen Hals eines Weibes zu sehen, ohne in blinde Worgier zu verfallen — augenscheinlich eine Verwertung der rätselhaften Thätigkeit „Zack des Aufschlitzers“ — wird von dem Dichter für einen Fall von unheilbarem Atavismus erklärt; jedesmal, wenn Lantier einen neuen Anfall erlitten hat, wird dieser auf einen vorgeblichen „ersten Betrug aus der Zeit der Höhlenmenschen“ zurückgeführt. Lantier selbst ist machtlos gegen diese Versuchung des Mordes, ja, er ist unglücklich über diesen unbezwingbaren Gang; hat er aber wirklich gemordet, so fühlt er auch keine Reue über seine That. Warum auch? Hätte er sie hindern können, so wäre sie nicht geschehen. — Darin erweist sich Zola als ein Anhänger jener extremsten Schule der naturwissenschaftlichen Rechtsphilosophen, die alle Verantwortlichkeit des Verbrechens für sein Verbrechen leugnen, das sie als einen „atavistischen“ Rückfall in die Wildheit des Urstandes bezeichnen. Ein solcher Rückfall tritt unter ganz bestimmten Bedingungen ein, die gänzlich außerhalb der Herrschaft des Menschen über den eigenen Willen liegen, der Atavist leidet unter dem Fluche einer „Erbünde,“ die er ebensowenig abschütteln kann wie seine anderen vererbten Anlagen des Geistes und Beschaffenheiten des Körpers. Von einer „Bestrafung“ der Atavisten im eigentlichen Sinne des Wortes darf also gar keine Rede sein, da keine „Schuld“ vorliegt, der diese angepaßt werden könnte, man kann den „Atavisten“ nur zum Heile der Menschheit unschädlich machen, indem man ihn außer stand setzt, seinem gemeingefährlichen Gange nachzugeben. Die vollständige Umwälzung aller bisher gültigen Strafrechtsbegriffe durch diese neue Auffassung, als deren Sprecher der Italiener Lombroso erscheint, (L'homme criminel) hat einen lebhaften Widerstand im entgegengesetzten Lager hervorgerufen; so hat ein würdiger Landgerichtsrat in Aix, Herr Louis Proal, im letzten Hefte der Revue philosophique die Annahme einer Unverantwortlichkeit der Verbrecher auf Grund seiner langjährigen Erfahrung als Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und Vorsitzender einer Strafkammer zu entkräften gesucht.

Sicher ist zunächst, daß diese Annahme nicht im Geiste des Volkes wurzelt und in diesem kein Entgegentommen findet, ja, der unbefangene Mensch empfindet im Gegenteil die Behauptung der Unverantwortlichkeit als etwas Ungeheuerliches und Frevelhaftes. Von diesem Standpunkte aus bemerkt Aristoteles ganz richtig: „Die Gesetzgeber strafen und züchtigen die Übelthäter nur dann nicht, wenn sie unter der Einwirkung äußeren Zwanges gehandelt haben“ (Nikomachische Ethik I, 3 § 6), und gesteht ihnen ein Recht der Bestrafung nur unter der Voraussetzung der Willensfreiheit zu. Auf derselben Voraussetzung beruhen alle Strafgesetzbücher von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart; so zieht das französische den Verbrecher dann zur Verantwortung, „wenn er mit Bewußtsein und ohne Zwang gehandelt hat“ (lorsqu'il a agi sciemment et librement), das deutsche sagt (Art. 51): „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“

Noch mehr, die Verbrecher selbst zweifeln nicht im mindesten an ihrer Verantwortlichkeit und keiner hat je bisher versucht, sich als ein Opfer psychologischer Bestimmtheit hinzustellen. Herr Proal bringt aus den Akten, namentlich aus Briefen Verurteilter, zahlreiche und wohl unwiderlegliche Beweise für diese Thatsache hervor. So schreibt ein Bankbeamter, der 7000 Franken unterschlagen hatte: „Ich will nicht versuchen,

meine That zu entschuldigen; das ist nicht möglich“ . . . „Meine Strafe ist gerecht.“ Ein tunesischer Kaufmann, der einen Freund ermordet und beraubt hatte, zum Überflus in die Theorie des „Atavismus“ eingeweicht war, schreibt ausdrücklich: „Das Laster ist kein leibliches Erzeugnis unseres Organismus; denn wenn dem so wäre, wie könnte dann die Reue so schrecklich sein!“ — so schrieb er nicht an den Richter, sondern an seine Eltern, und dieser Brief sollte sein letztes Lebenszeichen sein; er hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Sodann fällt es den Verurteilten nie ein, an der Gerechtigkeit ihrer Strafe zu zweifeln, wenn sie erst einmal ein volles Geständnis abgelegt haben oder gründlich überführt worden sind. Ein Mörder wurde vor Verkündung des Urteils gefragt, ob er noch etwas zu sagen hätte; er antwortete: „Ich habe nur noch zu sagen, ich habe einen Menschen getötet, und da ich glaube, daß die Sühne der Weg zur Besserung ist, bitte ich um zwanzig Jahre Zuchthaus.“ Die verstockten Leugner machen freilich eine Ausnahme, aber sie suchen nur ihr Leben oder ihre Ehre zu retten, und der Selbsterhaltungstrieb betäubt vorläufig ihr Gewissen; häufig kommt es vor, daß Verbrecher sich selbst den Gerichten stellen mit der ausdrücklichen Angabe, daß sie durch die Sühne ihr Gewissen beruhigen wollen, ebenso häufig, daß sich Verbrecher auf der Flucht das Leben nehmen, um ihren Gewissensqualen ein rasches Ende zu machen. Alles das beweist, daß die Verbrecher selbst sich dem Bewußtsein nicht entziehen können, daß sie etwas begangen haben, was sie hätten vermeiden können. „Ich habe nicht ehlich gekämpft,“ räumt jener ungetreue Bankbeamte ein. Wenn nun die Verbrecher selbst von der Verantwortlichkeit ihres Thuns überzeugt sind, wenn alles Strafrecht seit Jahrhunderten in dem Glauben an eine solche wurzelt, wäre es dann nicht Vermeßtheit, an der Berechtigung dieses Glaubens zu zweifeln?

So meint Herr Proal. Aber er hat doch nur nachgewiesen, daß, trotz aller wissenschaftlichen Zweifel über die Zurechnung überhaupt, das Gefühl einer solchen im Volke ruhig weiterlebt, daß der Glaube an die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun allgemein verbreitet und uralt ist. Das Gewissen, mag man seinen Ursprung suchen wo man will, bleibt doch immer eine unleugbare Thatsache, und auf dieser Thatsache, die man seit den Anfängen aller Geschichte immer beobachtet hat, beruht die allgemein zugestandene Berechtigung der Gesellschaft, ein Strafgesetzbuch einzuführen. Der Mensch fühlt sich frei zu thun und zu lassen, er fühlt sich verantwortlich für seine Thaten und Unterlassungen, er fühlt diese Verantwortung gegenüber einer gewissen allgemeinen sittlichen Gesetzgebung, die nur in ihrer Ausbildung ins einzelne bei den einzelnen verschieden auftritt, und deren Gesamtheit man sein Gewissen nennt, weil sie ihm als ein ihm angehöriges, mit ihm verwachsenes, unveräußerliches Teil des eigenen Selbst erscheint. Eine andere Frage ist, ob dieses Gefühl ursprünglich oder geworden, einfach oder zusammengesetzt ist.

Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts hat sich gegen die Ursprünglichkeit und Einfachheit des Gewissens ausgesprochen, wie sie noch Kant behauptet hatte. Sie nimmt an, daß es sich im Gesellschaftsleben der Menschheit aus den Erfahrungen entwickelt hat, welche die Menschheit in Bezug auf ihren gegenseitigen Verkehr machte; daß sein Inhalt wesentlich auf die Bedingungen geht, welche ein Zusammenleben der Menschen überhaupt ermöglichen. Dann auch auf die, welche ein solches fördern; daß es endlich im Laufe der Entwicklung auch die Vorschriften der Sitte, des Rechts und des Glaubens in sich aufgenommen und sich einverleibt hat. So ist die Stimme des Gewissens „vererbte Gattungserfahrung“ und beweist an sich nichts für die Freiheit des menschlichen Willens; man fühlt, daß man handelt, man fühlt, daß man in Bezug auf einen mehr oder minder deutlich vorgestellten Gedankeninhalt, einen mehr oder minder starken Trieb so oder so handelt, aber auch weiter nichts.

Aus den Aussagen der Verbrecher geht sogar hervor, daß die Stimme des Gewissens keine allgemein zwingende Gewalt

über die Antriebe des menschlichen Willens ausübt; wenn sie den einen vor der That mahnt, erwacht sie bei dem anderen erst nach ihrer Vollbringung, während wieder andere ihren Ruf überhaupt nicht vernehmen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit besagt somit nicht, daß eine solche wirklich stattfindet. Fühlt ein Verbrecher Reue, so fühlt er den inneren Zwiespalt seiner rein selbstlichen Antriebe und der Grundgesetze des gesitteten Lebens, die ihm durch Vererbung und Erziehung eingepflanzt wurden, und da er die letzteren, die später entwickelten und darum höheren Antriebe, als höherstehend empfindet, fühlt er sich elend. Bleibt er völlig gefühllos, was oft genug der Fall ist, beweist er eben dadurch einen schweren, geistigen Mangel; ihm fehlt das Gewissen, das der Mehrzahl seiner Mitmenschen das Zusammenleben in der Gesellschaft ermöglicht. Das Strafrecht, das sich bisher auf dem einfachen Gefühle gründete, wird seine Bedeutung nicht einbüßen, wenn es seinen Ursprung statt dessen auf die „vererbte Gattungserfahrung“ zurückführt; seine Geltung bleibt in beiden Fällen dieselbe; es soll die menschliche Gesellschaft gegen Rückfälle in die ursprüngliche Wildheit der nackten Selbstsucht schützen.

Somit ist der Wille durchgängig bestimmt? Er ist nicht nur bestimmt, sondern vor allen Dingen bestimmbar. Die Willensfreiheit ist nicht als Thatfache, sondern als Ziel einer unendlichen Entwicklung gegeben, sie ist ein „Postulat“ des Willens, eine Forderung, der niemand genügen kann, aber jeder genügen soll. Daher kommt es, daß wir unsere Handlungen nie als bestimmt auffassen. Wir fühlen die Möglichkeit einer Befreiung von den Antrieben, die den Bedingungen des menschlichen Verkehrs zuwiderlaufen, die Möglichkeit, Vorschriften des Verstandes in Willensantriebe umzusetzen und diese an die Stelle der ungelieblichen zu setzen. Ob diese Möglichkeit an den Schranken unserer Anlage unüberwindliche Hindernisse findet, das kümmert unser unbefangenes Urteil wenig, und von diesem, nicht von dem wissenschaftlichen Nachdenken, ist doch alle Rechtspflege ausgegangen. Diese Möglichkeit der Erziehung des Willens zum Guten oder der sittlichen Bestimmtheit durch den Verstand ist die einzige verständliche Auslegung, die man der Behauptung der Willensfreiheit geben kann. Da nun diese Möglichkeit bei allen zugestanden wird, müssen wir auch alle denselben Gesetzen unterwerfen; wo wir diese Möglichkeit ausnahmsweise nach der Lage der Dinge leugnen müssen, erkennen wir eben entweder einen Fall des schwersten „Atavismus“ oder das, was wir übereingekommen sind „Wahnsinn“ zu nennen.

Daß diese Theorie, die man freilich nicht nach der verunglückten Anwendung durch einen großen Dichter beurteilen darf, eine wesentliche Umgestaltung der Strafrechtspflege herbeiführen wird, ist nicht zu befürchten. Die einzigen Punkte, wo sie eine Abweichung von dem Bestehenden veranlassen könnte, ist die Abschaffung der Todesstrafe; man kann doch nicht Menschen, von deren unglücklicher Veranlagung man überzeugt ist, wie tolle Hunde über den Haufen schießen oder totschlagen, wie es die Situler nach Fürst Bismarcks letzter Agrarierrede mit den Alten machten, oder sie allen möglichen Entbehrungen oder Qualereien aussetzen; es ist genug, wenn man sie so gefangen hält, daß aus ihrem Fortleben der Gesellschaft keine Gefahr erwachse. Die Heilbaren aber solle man durch Zwangserziehung zu tauglichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranbilden, indem man ihre Widerstandskraft gegen die selbstlichen Triebe stärkt — wie das zum Teil schon jetzt geschieht. Der Hauptunterschied ist, daß der einzige Grund des staatlichen Einschreitens nicht mehr die Verschuldung, sondern die Gemeingefährlichkeit des Verbrechers ist, nach deren Grade sich die Behandlung der einzelnen ergibt.

Der vierte Stand auf der Bühne.

Studie

von

Georg Engel.

Da Jesus mit seinen Jüngern und vielen Zöllnern und Sündern zu Tische saß, wunderten sich die Pharisäer und verspotteten ihn; aber Jesus hörte sie und sprach: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Gottlob! es ist heller um uns geworden und man kann Bibel und Bühne wieder in einem Atem citieren, ohne dabei vom Teufel oder was noch schlimmer ist, von der Censur gesaßt zu werden. Heute giebt es ja keinen Mann von gesundem Menschenverstande mehr, welcher die Existenzberechtigung der Bühne „als moralische Anstalt“ anzutasten wagt, ja die Zahl derer, welche die Bühne in ihrer edelsten Ausbildung als Halbschwester der Kirche betrachten, ist im Steigen. Und dennoch beginnt die Bühne erst in den jüngsten Tagen in ihre hohen Pflichten hineinzuwachsen, nachdem ihr die Kirche jahrhundertlang als mahnendes Beispiel vor Augen gestanden, die Kirche, die von Anfang an für König und Bettler nur eine Bank gehabt. Dagegen ist die Bühne zuerst weit engherziger zu Werke gegangen, sie hat nur Herrscher, Halbgötter und Helden bespiegelt und ist für den Dürftigen blind gewesen; aber nunmehr ist auch der Geist über sie gekommen, und da sehen wir denn endlich die Sünder und Zöllner an ihrem Tische schmausen, von dem die Helden und Mächtigen grollend aufgestanden. Und das ist gerecht und billig, denn die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen.

Ohne besonderes Geräusch hat sich in unseren Tagen eine Revolution in der Bühnenliteratur vollzogen, welche ganz den Stempel unserer Zeit trägt. Der vierte Stand, der mit seiner breiten Masse alle Wege und Stege des öffentlichen Lebens einzunehmen droht, hat rasch und plötzlich die Bühne besetzt und hier die lang vorenthaltene Gleichberechtigung ertrotzt. Dasselbe Podium, über das noch vor kurzem Küftung und Krönungsmantel rauschten, hallt jetzt wider von dem Schritte des Bauern, dem Toben des Arbeiters und dem Geheul des Proletariats. Mit gesetzmäßiger Notwendigkeit hat sich dieser Vorgang vollzogen, und man würde sich einer gewaltigen Täuschung hingeben, wenn man hoffte, daß diese Erscheinung nur eine Blase in dem Siedekessel der Litteratur sei, die zerplatzen müsse, sobald neue Ströme in die Höhe quirlen. Die dramatischen Mäusen sind nie hinter der eilenden Geschichte zurückgeblieben, sie sind stets Hand in Hand mit ihr gegangen und haben dasselbe Gewand, wie diese getragen. Kultur, Religion, Politik, alles, was ein Volk besitzt, ist noch stets in dem Spiegel der Bühne aufgefangen worden, und wenn sich heute der vierte Stand auf der Bühne das Heimatsrecht erworben hat, so ist dies nur der Reflex der großen Bewegung, durch welche sich die arbeitende Klasse zum Mittelpunkt der modernen Staatsorgane gemacht. — Zum erstenmal in der gesamten Weltliteratur tritt uns heute der vierte Stand als handelnde Person entgegen, zum erstenmal wird er als ernstes Glied der menschlichen Gesellschaft aufgefaßt, dessen Beziehungen zu den anderen Gliedern der langen Kette Grund zur fortreibenden Handlung und endlichen Katastrophe geben.

Wohl haben schon die frühesten Jahrhunderte den vierten Stand auf dem Theater erscheinen sehen, in Zeiten, da man ein abgeäuntes Feld für eine Bühne, und Geistliche, Laien, Studenten, Kunstbrüder für Schauspieler hielt; aber er hat nur in ihren Komödien oder Fastnachtspielen ein zweifelhaftes Dasein geirrt, ein unerwünschtes Kontingent für jene Narren, deren Brutalität und öde Silbenreiterei ein verrohtes Publikum als Humor und guten Witz dankbar entgegennahm. Und mit derselben naiven Auffassung des vierten Standes treten uns alle anderen antiken und mittelalterlichen Völker entgegen. Indier und Griechen, Römer und Germane, alle sehen

im Bauer und Handwerker nur den ungebildeten Tölpel, dessen Lächerlichkeit und Entwürdigung sie von der Bühne herab ergötzen mußte. Wo diese Saite nicht angeschlagen wird, da sinkt jene Klasse sofort zum chorartigen Haufen herab, der sich auf den Wink eines höherstehenden Akteurs marionettenhaft in die Schlacht stürzt, oder auf irgend eine andere Weise Statisterei treibt. — Ist es nicht merkwürdig, daß die Bühne jener Jahrhunderte, die sonst für das Kauschen ihrer Geschichte ein so feines Ohr besaß, für das Drängen und Treiben ihrer untersten Schicht weder Aug' noch Zunge hatte? Ist es nicht verwunderlich, daß der Inder Kalidasa ein prächtiges Märchen-drama ersinnen konnte, in das er mit der feinsten Beobachtung jene glutdurchwobene, phantastisch-dämm'rige Schwärmerstim-mung seines Landes legte, daß er das starre, alles ertönde Brahmanentum, die einseitig königliche Kriegerkaste, und den besangenen, durch die Priesterdespotie alles politischen Lebens beraubten Bürger porträtartig treffen, und doch achtlos an jenen verachteten Sudras vorübergehen konnte, über welche ein unverschuldetes Geschick gerade eine Tragik verhängt hatte, wie sie der Dichter nirgendwo erschütternder finden konnte?

Doch geben wir einmal zu, daß die Dramatiker der Alten, und vorzüglich die der Griechen, einem in der Luft liegenden dramatischen Grundgesetz gefolgt seien, daß sie das wahrhaft Menschliche eben nur auf den Höhen zu finden wußten, wo der Ausblick ein weiterer, und der Absturz ein gewaltigerer ist; wie steht es denn aber bei den neuen? Welches erlösende Wort wird dem vierten Stande von dem britischen Riesen vermacht, der unsere klassische Litteraturperiode mit so vollen Schwingen einläutete?

Zur Zeit da Gervinus noch der alleinseligmachende Litterarhistoriker war, hätten die Shakespeare-Gläubigen «sacri-legium» geschrien, wenn man der Statue ihres Abgottes einen Nasenstüber verjetzt hätte; denn Shakespeare war ihnen Maß, Ziel und Ideal der Litteratur, und während man unsere Dichter-heroen pedantisch abtanzeln ließ, verlangte der Fanatismus der Parteigänger, daß alle ihren Helden so schauen sollten, wie ihn der junge Herder gesehen hatte: „Ein Herrlicher, auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels.“*

Da kam eine nüchternere Zeit über das Land gezogen, die kritischen Bilderstürmer regten sich und hervortrat Kümelin mit seinen „Shakespearestudien“ und begann an dem Tempel des Gottes zu rütteln. Kümelin wies darauf hin, daß Shakespeare mehr als billig auf seine aristokratischen Freunde Rücksicht genommen, und dadurch denjenigen Kreisen übel mitgespielt hätte, auf welche der junge Adel mit Überlegenheit herabzusehen pflegte. Wie weit der große Dichter derlei sein berechneten Gul-digungen zuliebe die Geschlossenheit der Handlung und die dramatische Gerechtigkeit opferte, lassen wir dahingestellt; aber auffällig bleibt es doch, daß niemals in der Shakespeare'schen Gestaltungswelt praktische Berufsmenschen auftauchen, daß weder die Freude des Menschen an der Werkthätigkeit, noch ihr Streben nach Wissenschaft und Bildung berührt wird. Und doch atmete Shakespeare eine Luft mit dem gelehrten Bacon, und doch blühte gerade zu seiner Zeit ein gesundes Bürgertum auf, das sich unter seiner praktischen Königin eben anstaltete, den Spuren des weltumsegelnden Drake zu folgen und seine Erzeugnisse auf den Weltmarkt zu bringen. Wurde nun schon der Mittelstand so cavaliermäßig von dem Dichter abgefertigt, so durfte der vierte Stand gewißlich nicht seinen tragischen Ernst beanspruchen, sondern mußte sich mit dem souveränen Humor begnügen, den der Genius so reichlich über ihn ausströmen ließ. Auf diese Weise sind die beiden Forumscenen des Cäsar und Coriolan Gipfel der politischen Satire geworden. Zwar, auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob hier der vierte Stand zum spiritus rector des Ganzen bestellt sei; aber jeder eingehendere

Beobachter muß bald herausfinden, daß auch hier das niedere Volk als parodistischer Abhub für die dominierenden Gestalten der Aristokraten gebraucht wird. Diese wüsten Volksaufen stellen sich uns ganz so dar, wie sie die jungen Lords gesehen und bejubelt haben mögen — ohne inneren Zusammenhalt, treulos, politisch unreif und mit einem starken Stich ins Jarcenthafte.

Gewiß, die Vertreter des vierten Standes wurden von Shakespeare nicht ernst genommen, auch seinem Adlerblick entging es noch, daß in der Armut, der sittlichen Noth, dem Elend und der Verkommenheit des Pöbels der Untergrund zu gewaltigen dramatischen Aufgaben liegen könne; aber sein großartiges Individualisierungstalent hob wenigstens aus der großen Masse des verachteten Standes einzelne Charaktere heraus, nahm ihnen das Schablonenhafte und hauchte ihnen, trotz alles Grotesken, eine gewisse ständliche Persönlichkeit ein. Sein Schuster spricht anders als der Spitzhube, und der Mörder anders als der Totengräber. Und so spöttisch auch im Coriolan der Aufstand und die beabsichtigte «secessio plebis in sacrum montem» behandelt sein mögen, der vierte Stand kämpft hier jedenfalls eine Art von „Kampf ums Dasein,“ und damit ist das Samenorn gegeben, das ein kräftiger Wind von der englischen Küste herübertrug nach dem Straßburg des „Sturm und Drang.“ Der derbe, frisch sinnliche Realismus des jungen Goethe ward davon befruchtet, und während seine Genossen Venz und Klingler dem englischen Riesen nur „das Räuspern und Spucken“ ablauschten, hämmerte er wie ein junger Cytlop den ungeheuren Rohstoff des Götz auf Shakespeares Amboß zurecht. Unter genialischem Funkensprühen ward ein gut Stück Arbeit fertig, und mit dem letzten Schlag stand der vierte Stand dräuend auf der Bühne. Da strömen die Scharen des armen Konrad dem Rittersmann entgegen, eine politisch sich aufraffende Gemeinschaft brüllt nach Brot, der jahrhundertlang unterdrückte Bauer fordert die gemeinen Menschenrechte, Aufhebung der Lasten, Gleichheit, Freiheit; der vierte Stand ist ein Agens geworden, und von seinem Einjaß an beginnt das Leitmotiv für die Katastrophe zu klingen. Aber auch hier wird noch zu sehr mit der Masse gearbeitet, der einzelne in seiner Beziehung zur Gesellschaft tritt noch gar nicht hervor, und während Goethe der Zphigienepoche entgegenreißt, verschwindet der vierte Stand wieder von der Bühne. Er wäre der einzige gewesen, der mit seinem auf das Volkstümliche gerichteten Blick die große Aufgabe hätte lösen können, Schillers rhetorisches Pathos reichte dazu nicht aus; seine Räuber sind samt und sonders räubige Schafe einer klassischen Schulstube. So begann in Norddeutschland die angeregte Frage wieder zu versumpfen, und wenn sich von den Epigonen auch ein Grabbe gelegentlich einmal zum Anwalt der Enterbten aufwerfen wollte, so blieb sein durchgehender Dichtergaul doch bald in dem Not und Schmutz des eingeschlagenen Weges stecken. Da öffnete in der zwölften Stunde das gastliche Wien dem „kleinen Mann“ eine dramatische Zufluchtsstätte, und während sich im Norden das junge Deutschland gar titanisch gebärdete, hoben Perinet, Bäuerle und Nestron das gesunde Volksstück aus der Taufe, das dann in Raimund und Anzengruber seine ureigentlichen Pfleger fand. Der letzte, dessen allzufrüher Tod gar nicht genug zu beklagen ist, steht uns am nächsten, und da er auch als Mensch auf festeren Füßen stand, als der ewig mit sich zerfallene Raimund, so erhielt der vierte Stand in ihm seinen gemüthlichsten und unerjochtesten Fürsprecher. Anzengruber ist der erste, der den vierten Stand nicht ausschließlich als Massenobjekt auffaßt, sondern mit sonniger Gutmütigkeit tritt er in die Hütten der kleinen Leute, belauscht sie in ihrer engen Zusammengehörigkeit und läßt sich erzählen, wie es bei ihnen mit Arbeit, Kirche und Staat aussieht. Dabei tritt schon die Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und einzelnen deutlich hervor, scharfe Schlaglichter fallen auf tiefgehende, geistige Differenzen, und man braucht nur die „Kreuzelschreiber“ einmal gesehen zu haben, um zu wissen, mit wie plastischen und drastischen Strichen die Stellungnahme der Bauern zur religiösen Tagesfrage gegeben, und wie köstlich ihr Protest gegen des Papstes Unschlubarkeitserklä-

* Herders Shakespeare. Zuerst in den fliegenden Blättern „Bon deutscher Art und Kunst.“ Hamburg 1773.

niedere
bestanden
schaufen
gesehen
t, treu-
enhafte.
en von
lich ent-
it, dem
rund zu
n groß-
großen
heraus,
y alles
Sein
Mörder
Coriolan
sacrum
pft hier
amit ist
der eng-
„Sturm
Des jun-
Genossen
ern und
Klop den
zurecht.
t Arbeit
nd dräu-
en Kon-
traffende
erdrückte
ung der
gens ge-
notiv für
zu sehr
ung zur
Goethe
e Stand
er mit
se Auf-
s reichte
rändige
ddeutsch-
wenn sich
mal zum
n durch-
muty des
zwoiften
drama-
as junge
erle und
dann in
er fand.
beklagen
ensch auf
Naimund,
sten und
erste, der
t auffaßt,
nütten der
ehörigkeit
irche und
zwischen
maglichter
t braucht
um zu
die Stel-
eben, und
keitserklä-

rung von der Schenke bis ins eheliche Schlafstüberl' verfolgt wird. Das strotzt und schäumt alles von frischem Leben, man sieht den Dinger, man riecht das Heu, sogar eine regelrechte Bauernkeilerei darf nicht fehlen, und doch schwebt über dem Ganzen ein verführender, milder Geist, der den Strauchelnden nicht mit Behagen fallen sieht, und für alle Gefährdeten das tröstliche Wort des armen Steinklopfers hat: „Dir kann nix g'schehn.“ Zwar hat man dem Dichter vielfach vorgeworfen, daß seine Stücke antikirchlich und scharf polemisierend seien, aber bald verstummte der Widerspruch unter dem Eindruck dieses behaglich spielenden Humors, und wenn Gustav Freitag in seiner „Technik des Dramas“ darüber Klage führen durfte, daß der Deutsche noch nicht reif sei für politische Satire und Komödie, so hat auch nach diesem fernen Ziel Anzengruber den ersten Pfeil geschossen.

Da mußte der Dichter in seinen letzten Jahren erleben, daß plötzlich der Wind umsprang, und mitten in seine milde Luft ein eifriger Nordwind hereinfuhr. In den norwegischen Marken war Ibsen aufgestanden und begann das bürgerliche Schauspiel mit seiner unerbittlichen Verstandeskühle zu reformieren. Man geht irre, wenn man Ibsen irgendwelche Beziehung zum vierten Stande zuschreibt, seine Stücke sind ausschließlich für, oder wenn man will, gegen die bürgerliche Gesellschaft geschrieben, und selbst wenn er einmal unter die Oberfläche tauchen will, so steigt er nie zu dem unteren Volke herab, sondern verweilt, wie in der Wildente, bei den heruntergekommenen Varias der guten Gesellschaft, aber doch hat der Gespensterdichter für die Stellung des vierten Standes auf der Bühne das entscheidende Wort gesprochen. Fassen wir nämlich Ibsens ganze dramatische Sendung zusammen, so schält sich als Kern seiner Lebensauffassung das Bestreben heraus, die tragische Schuld von dem einzelnen auf die Gesellschaft abzuwälzen, und gerade das ist das geistige Erbe, welches er voraussichtlich der ganzen folgenden Epoche überliefert. Was liegt nun für die Jünger der neuen Schule näher, als gerade bei den Angehörigen des vierten Standes die Generalprobe auf das Resultat ihres Meisters zu versuchen, bei Leuten, die sich von jeher vorzugsweise „die Enterbten“ nannten? Der Unterschied zwischen der Anzengruberischen und der neuen Schaffensweise liegt eben darin, daß der österreichische Dichter lauter thätige Menschen vorführt, auf welche die außenstehende Gesellschaft wohl einen starken Einfluß ausübt, die aber auch ihrerseits auf nähere und weitere Kreise mit aller Macht einzuwirken versuchen, während die neue Schule den Proletarier in eine geistliche Passivität rückt, um ihn lediglich als ein mißratenes Produkt der bürgerlichen Gesellschaft vorzuführen. Da wird denn aus dem Drama ein langer, widerlicher Sündenbettel, ausgefüllt mit allen sittlichen Defekten des vierten Standes, aber die Bedingungen für ein wohlgefügtes Schauspiel fallen dadurch völlig über den Haufen. Dieses verlangt vor allen Dingen eine fortreibende Handlung, durch welche Charaktere gehemmt, getriibt, vernichtet und veredelt werden, aber nicht dieses Porträtieren, dieses Zergliedern bei lebendigem Leibe. Charaktere, welche auf diese Weise gebildet sind, erreichen allerdings eine große Lebenswahrheit, aber sie haben alle etwas Starres, in ihrer Scheußlichkeit Unveränderliches, und unter dieser Unbeweglichkeit verkümmert die Handlung.

Das erste sittliche Gebot aber auf der Bühne sowohl wie im Leben heißt: „Du sollst handeln, sollst bei den meisten Dingen, die Dich umgeben, irgendwelche Veränderung durchsetzen, und diesen Wechsel nach den höchsten sittlichen Gesichtspunkten einrichten, aber nicht in unproduktiver Versumpftheit dastehen und kläglich rufen: „so bin ich — ich kann nicht anders — und Ihr seid schuld, daß ich so geworden und nicht anders.“

Viel besser würde es um unsere „Jüngstdeutschen“ und ihre Schöpfungen ausfallen, wenn sie den vierten Stand nicht zum Hiob machten, der schon von vornherein mit dem Aussatz behaftet ist, sondern in verständiger Entwicklung zeigen würden, woher die Krankheit dem Körper aufliegt, wer sie nährt,

wer sie lindert, und wer sie heilt. Dabei müßte sich von selbst eine munter rollende Handlung ergeben, Spiel und Gegenpiel wäre z. B. in Arbeitnehmer und Arbeitgeber vorhanden, und wenn die Autoren das Volk erst einmal dort suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist — bei seiner Arbeit — so dürften sie die Entdeckung machen, daß sie gar nicht den vierten Stand schilderten, sondern verworfene Menschen im allgemeinen, die als Könige und Fürsten ebenso zu den Verlorenen gehören. Denn darin besteht ja das große Geheimnis, daß im letzten Grunde Kostüm und Titel nur den Menschen verbergen; und wenn Lessing urteilt, daß unser Mitleid nur dann dem Herrscher gehört, wenn es ihm nicht als König, sondern als Mensch geizt wird, so ist dieses Wort mit demselben Recht auf den vierten Stand anwendbar. Der Angehörige des vierten Standes an und für sich hat von der Bühne herab höchstens ein kulturelles Interesse, und nur wenn das Kostüm fällt und der Mensch hervortritt, werden ihm unsere Neigungen ungeteilt zufliegen.

Transport von Gasen.

Von

Dr. Robert Henriques.

Man hat unser Jahrhundert dasjenige der Naturwissenschaften oder der Erfindungen, das Jahrhundert des Dampfes, des Eisens benannt, und noch manch anderen Rosenamen hat man ihm beigelegt; ich möchte es heute einmal als dasjenige des Transports ansprechen. Wahrlich nicht mit weniger Recht. Denn charakteristisch für unsere Zeit ist die Leichtigkeit des Verkehrs und des Warenaustausches, charakteristisch nicht allein für Handel und Industrie, sondern für alle sozialen und staatlichen Verhältnisse überhaupt. Nicht mehr vermag eine Mißernte in unseren mageren Gegenden Hungersnot und unendliches Elend herbeizuführen: die reichen Kornkammern glücklicherer Himmelsstriche helfen uns aus; nicht sind brennstoffarme Gegenden für jede Art von Industrie verschlossen: der Überfluß begünstigterer Länder flutet zu ihnen ab. Südrusslands Getreideschätze wandern bis in die eisigen Gefilde Sibiriens, Australiens Hammelherden stillen Europas Hunger, und des menschenarmen Scandinaviens Holzschätze liefern jenen fernen Gegenden das Bauholz, wo mehr Städte als Wälder den Boden bedecken. Und das verdanken wir nicht den Dampfmaschinen der Eisenbahnen und Schiffe allein, nein, Erfindungen aller Art helfen vereint, jede Schwierigkeit örtlicher Trennung zu überwinden, machen es möglich, daß jedes Land die seinen Verhältnissen angemessenen Produkte im Überfluß erzeugt, bereit, alle ihrer entbehrenden Länderstriche zu versorgen, ohne daß unbezahlbare Kosten den weiten Transport zur Unmöglichkeit machten. So gelang es, den Nährwert der südamerikanischen Büffelherden, in handliche Dosen gebannt, als Extrakt aller Welt zugänglich zu machen, so mußten Eismaschinen und Gefrierräume erfunden werden, um die Genußmittel des Südens dem Norden, die Fische der See dem Binnenlande in voller Frische zuzuführen, und die Arzneischätze, die in der üppigen Vegetation der heißen Zonen dem Boden entsprossen, ja selbst die feinen Geruchsstoffe jüdlischer Länder, man extrahiert sie an Ort und Stelle, um sie gesammelt und konzentriert den fernsten Gegenden zuzuführen. So kennt denn der Warenverkehr kaum eine örtliche Grenze, kaum eine ernste Schwierigkeit; es müßte denn sein, daß die Form der fortzuführenden Güter selbst eine solche böte. Zwar welcher feste Körper wäre nicht zu transportieren und zwar ohne übermäßige Kosten? Kleine, leicht zu verschleudernde Gegenstände packt man zusammen in Behälter jeglicher Art, die größten, schwersten Maschinen zerlegt man in so kleine Teile, daß auch ein Pferd oder Maultier sie über unwegsame Pashöhen hinweg den entferntesten Thälern zuführen kann, und selbst unzerleg-

bare Kolosse von Eisestücken, Geschützen oder Dampfhammern weiß man mit genial konstruierten Hebemaschinen, mit Hilfe von Rollen, Walzen und Winden vom Plage zu bringen und oft viele Meilen weiterzuschaffen. Hier giebt es eben keine unüberwindliche Schwierigkeit.

Weniger leicht und vor allem weniger billig gestaltet sich die Sache bei Flüssigkeiten. Bei ihnen ist man stets auf Gefäße angewiesen und hat deren Gewicht als schweren Ballast mitzuschleppen und zu bezahlen. Leichte Säcke, rohgefügte Holzlisten sind von vornherein unanwendbar, und sorglich gedichtete Tonnen, dicht geschlossene und vorsichtig zu behandelnde Flaschen treten an ihre Stelle. Noch bedenkllicher gestaltet sich der Transport, wenn die Flüssigkeiten gar ihre Behälter anzunagen und zu sprengen bereit sind, vor allem also bei ätzenden Säuren. Da ist Holz gänzlich ausgeschlossen, auch Metalle vertragen oft den Dienst und man ist gezwungen, sich mit großen Glasballons zu behelfen, da bei dem Massenverbrauch dieser chemischen Substanzen Flaschen nicht weit reichen würden. Welchen Platz aber verbrauchen solche in Körbe und Stroh gehüllte Ungetüme, welche Kosten verursacht ihre Fortführung, immer verglichen natürlich mit dem Wert der Substanzen selbst! Dennoch hat man bei Körpern, wie Salz- und Salpetersäure, bisher nichts Besseres zu finden vermocht, und die Folge davon ist, daß ihr Transport auf weite Strecken hin gar oft an den Kosten scheitert, ganz abgesehen von der Gefahr, die die Zerbrechlichkeit solcher Gefäße stets mit sich führt. Bei einer anderen noch gefährlicheren Flüssigkeit, der Schwefelsäure, ist man etwas glücklicher gewesen. Auch diese hat man lange Zeit hindurch nur in Glas oder in kostspieligen mit Blei ausgeschlagenen Gefäßen zu versenden gewußt, bis man verhältnismäßig spät dahinter kam, daß die stark konzentrierte Säure weder Guß- noch selbst Schmiedeeisen irgend erheblich angreift. So baut man denn heutzutage mächtige schmiedeeiserne Schwefelsäure-Reservoirs, die viele Hunderte von Centnern fassen, und montiert sie direkt auf Eisenbahnwagen oder in große Kähne, ähnlich wie man dies auch bei Petroleum, Gaswasser und anderen Massenverbrauchsartikeln eingeführt hat.

Aber was wollen alle diese Schwierigkeiten des Flüssigkeitstransports bedeuten, gemessen an der Aufgabe, gasförmige Körper weiterzuführen. Daß man Gase so wenig in Säcke packen und wegschleppen kann, wie dies den braven Schildbürgern mit dem Sonnenlicht glückte, das begreift wohl ein jeder. Aber auch alle die anderen Hüllen, die bei Flüssigkeiten gute Dienste leisten, sind hier undenkbar. Selbst vollkommen dichte Gefäße mit Gasen zu füllen und sie dann sorgfältig zu verschließen, wäre ein vergebliches Bemühen. Zwar zu wissenschaftlichen Zwecken kann man wohl so einmal verfahren, wo es aber gilt, größere Mengen der leichten Gase weiterzuführen, da wird man mit solchen Mitteln nicht weit kommen, denn minimalen Mengen der gewünschten Substanzen ständen ungeheure Gewichte ihrer Behälter gegenüber, einerlei, ob man kleine Glasflaschen oder ob man riesige Gasreservoirs auf die Reise schickte. Hier muß man sich also anders helfen, und man hat sich auf die mannigfachste Weise zu helfen gewußt.

Wem fielen nicht sofort die nächstliegende Methode ein? Wird uns doch alltäglich ein Gas ins Haus geliefert, unser „Gas“ par excellence; nur einen Hahn brauchen wir zu öffnen, und das Leuchtgas strömt uns in jeder beliebigen Menge und für jede gewünschte Zeit zu. Zwar für eine jede Entfernung reicht diese Art des Transports, die Beförderung durch ein Röhrensystem, nicht aus; wo es aber gilt, einen ungrenzten Bezirk, sei es eine ganze Stadt, sei es den Komplex einer industriellen Anlage mit einem Gase zu versorgen, da ist eine solche Beförderungsweise voll am Platz, bei der also gleichsam das Gefäß in Ruhe verbleibt, während in ihm das von einer Centrale zugeführte Gas wandert. Dieser Transport in Röhren ist das genaue Abbild einer von alters her üblichen Beförderung von Flüssigkeiten; läßt sich doch die Anlage von Wasserleitungen und -abführungen bis in die frühesten Zeiten

verfolgen. In unseren Tagen hat man aber auch kostbarere Flüssigkeiten Röhrensystemen anvertraut; so fließt in Nordamerika das Rohpetroleum von seinen Fundstätten durch meilenlange Leitungen der entfernten Küste zu, und in unseren chemischen Fabriken, speciell in denen der Großindustrie, ist dieselbe Methode für die mannigfachsten Zwecke gäng und gäbe. Die Flüssigkeiten fließen in den Röhren entweder durch ihren eigenen Druck, dann muß also die Anfangsstation höher liegen als der Endpunkt, oder sie werden vermitteltst Pumpen weitergedrückt. Für die Gase fällt die erstere Art, die auf den Fall der Flüssigkeiten sich stützt, selbstverständlich weg, hier muß stets eine äußere Kraft die Bewegung hervorbringen. Bei unserem Leuchtgas ist es das Gewicht der mächtigen Gasreservoirs, das den Brennstoff stets unter einem recht hohen Druck erhält, einem Druck übrigens, der so bedeutend ist, daß ihm die Dichtungen des Röhrensystems kaum lange Widerstand leisten könnten, und der deshalb durch einen Regulator, welcher immer nur eine ganz bestimmte Menge Gas hindurchläßt, reduziert wird. So erhalten wir denn das Leuchtgas stets unter denselben Druck zugeführt, einerlei, ob das Reservoir stark oder schwach gefüllt ist. Aber nicht jedes Gas will man zuerst in große Behälter aufspeichern, von denen aus man die entfernten Punkte speist. Auch dann kann man noch verschiedene verfahren. Erzeugt man das Produkt in regelmäßigem Strom, so sucht sich dasselbe schon von selbst den Weg in das offene Röhrennetz, um der neuerzeugten Gasmenge weichen zu können. Dieser Fall aber wird nur selten vorliegen, meist muß man die Bewegung in den Röhren künstlich hervorrufen und unterhalten, und zwar vermitteltst Pumpen. Entweder nun drücken diese von der Ausgangsstation das Gas in das Röhrensystem hinein oder sie saugen umgekehrt am Endpunkte dasselbe zu sich her. Im Prinzip kommen diese beiden Methoden ganz auf dasselbe heraus. Denn die Wirkung einer jeden Pumpe, mag dieselbe als Kolben-, Centrifugal- oder Rotationspumpe, als Ventilator, Gebläse oder Injektor bezeichnet sein, ist stets eine doppelte, auf der einen Seite saugt sie die Flüssigkeit oder das Gas an, um es auf der andern Seite wieder wegzustößen, und es bleibt lediglich Sache der Anordnung, von welcher der beiden Thätigkeiten man zur Weiterführung Gebrauch machen will. Was schließlich das Material der Röhren angeht, so kann dasselbe das verschiedenste sein, je nach den Eigenschaften der aufzunehmenden Gase. Fast alle Metalle hat man zu solchen verwendet, und wo diese angegriffen werden, da nimmt man zu Steingut, Thon und Glas seine Zuflucht oder man ersetzt auch die Röhren durch gemauerte Kanäle.

Immer aber bleibt der Gastransport so naturgemäß auf relativ geringe Entfernungen beschränkt; will man die Beförderung auf weitere Strecken ermöglichen, so muß man schon auf andere Mittel sinnen. Existiert da ein Gas, Chlor genannt, von grüngelber Farbe und äußerst energischer Wirkung. Fast alle Metalle werden von ihm angegriffen und die meisten organischen Verbindungen werden leicht zerstört. Diese letztere Eigenschaft macht das Chlor zu einem technisch sehr verwendbaren Körper, es ist das kräftigste Bleichmittel. Wie aber einen Körper von so radikalen Wirkungen versenden? Dies war nur dadurch leicht möglich, daß man das Chlor an einen festen Körper, den Kalk, band. Man erhält so ein Pulver, den Chlorkalk, der in sich all die schätzbaren Eigenschaften des Chlorgases vereinigt, da er dieses in recht loser Form festhält und nicht nur sofort auf Zusatz von Säuren, sondern schon unter der Einwirkung des Lichts allmählich fahren läßt.* So beruhen denn die bleichenden Eigenschaften des Chlorkalks, der sich in Tonnen und Fässern aufs leichteste transportieren läßt, auf der Wirkung des Chlors, das er gleichsam in eine feste Form gebannt enthält. Bei dieser Art des Transports sucht man also das Gas selbst zwar nicht zu versenden, aber dasselbe doch in einer Form zugänglich zu machen, aus der es

* Der chemisch gebildete Leser verzeihe diese mehr sachliche als fachliche Beschreibung des Chlorkalks.

auf einfachste Weise und ohne umständliche Manipulationen regeneriert werden kann.

Vielleicht gehört ein ähnlicher Fall, auf den ich kurz zu sprechen kommen möchte, streng genommen nicht hierher, aber er streift doch dieselbe Frage und hat überdies ein aktuelles Interesse. Er betrifft die Luftballontechnik. Als Füllung für die Luftballons können bekanntlich die verschiedensten Gase Anwendung finden, dasjenige aber ist das brauchbarste, das das geringste Gewicht, mithin den größten Auftrieb besitzt. Das weitaus leichteste Gas nun, welches wir kennen, ist der Wasserstoff, und in der That ist dieser stets mit Vorliebe zur Füllung der Ballons verwendet worden, d. h. überall da, wo es gelang, die großen Mengen Gas, deren man bedarf, ohne allzu große Schwierigkeiten und ohne viel Zeitverlust zu beschaffen. Dazu benötigt man allerdings ziemlich umfangreicher und teurer Apparate, und so verzichtet man denn oft auf den leichten Wasserstoff und verwendet lieber das so reichlich zu Gebot stehende, allerdings viermal schwerere Leuchtgas. Aber nicht immer steht dasselbe zur Verfügung. In Zukunft wird, wie man weiß, dem Luftballon im Kriegsfall eine nicht unwichtige Rolle zufallen. Eine eigene Abteilung ist in den modernen Heeren gebildet, die der Truppe mit allem Material ins Feld folgt, bereit, sich, wo immer es nötig erscheint, in die Lüfte zu erheben. Diese darf nun natürlich nicht von einer Gasanstalt abhängig gemacht werden, sondern sie muß selbständig sich ihr Gas erzeugen können. So hat man denn versucht, fahrbare Wasserstoffentwicklungsapparate herzustellen, ohne bis vor kurzem besonders glänzende Resultate zu erzielen; denn dieselben besaßen ein sehr großes Gewicht, lieferten die nötige Gasmenge, mehrere Hunderte von Litern, erst im Laufe langer Stunden, und bedingten überdies die beschwerliche und gefahrvolle Mitnahme bedeutender Mengen flüssiger Säuren. Da ist denn vor kurzem vorgeschlagen worden, ein Gemisch zweier fester Körper, von Zinkstaub und gelöschtem Kalk, zur Wasserstoffentwicklung anzuwenden, ein Gemisch, das beim einfachen Erhitzen das Gas entweichen läßt, und man hat einen verhältnismäßig leichten, fahrbaren Röhrenkessel konstruiert, in dem das Erhitzen vorgenommen wird. Die beiden Substanzen werden in Patronen von Metallblech gefüllt und nun in beliebiger Anzahl in dem Kessel einer ziemlich hohen Temperatur ausgesetzt. Es leuchtet ein, daß man so in kurzer Zeit beliebige Mengen Gas, je nach der Zahl der eingelegten Patronen, wird entwickeln können; hat man doch in diesen den Wasserstoff gleichsam in fester Form eingeschlossen, so daß er bei jedem energischen Appell durch das Feuer in Gasform zu entweichen im Stande ist. Wie verlanget, hat unsere deutsche Militärverwaltung nach längeren Proben das fragliche Patent erworben und ist augenblicklich mit der praktischen Durchführung beschäftigt.

Viele Gase haben die Fähigkeit, sich in Flüssigkeiten, speziell im Wasser in bedeutendem Maße zu lösen, und da hat man es denn vorgezogen, da man die flüchtigen Körper nicht zu transportieren vermochte, sich ihrer wässrigen Lösungen zu bedienen. Man konnte dies um so eher, als für die meisten Zwecke die Gase auch nicht als solche, sondern eben in ihren Lösungen zur Verwendung kommen. So sind Salmiakgeist und Salzsäure, diese wohl jedem bekannnten Flüssigkeiten, nichts anderes als solche Auflösungen von Gasen, des Ammoniums und des Salzsäuregases, von denen beide etwa das anderthalbfache ihres Gewichts an Wasser zur Sättigung erfordern. Doch eine so große Löslichkeit zeigen nur ganz wenige Gase; die schweflige Säure, deren wässrige Lösung ebenfalls mannigfache Anwendung in der Färberei, Bleicherei, Papier- und Cellulosefabrikation findet, löst sich nur zu neun bis zehn Prozent, und andere ebenfalls einer industriellen Anwendung fähigen Gase, wie Kohlenäure, Sauerstoff, Stickoxydul, Chlor lösen sich nur so minimal, daß auch diese Methode, sie verandfäsig zu machen, bei ihnen nicht verschlagen würde.

In diesen Fällen nun bedient man sich einer letzten Methode, der wichtigsten von allen: man komprimiert die Gase, bringt sie also durch Druck in eine dichtere Form, versendet

sie in ihrem Gefäß in und öffnet erst dann den Kiesel, wenn die flüchtigen Gefellen, an ihrem Bestimmungsplatze angelangt, gebraucht werden, um ihre Arbeit — sei diese nun eine chemische oder eine mechanische — zu verrichten. Die Industrie der verdichteten Gase ist ein Kind der jüngsten Zeit, sie hat kaum ihr zehntes Lebensjahr überschritten. Aber trotz ihrer Jugend hat sie sich schon heute zu einer Bedeutung entwickelt, die weit über alle früher geahnten Grenzen hinausgeht, und die es wohl verdient, ihr einen größeren Platz in dieser Besprechung einzuräumen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Passionspiel in Oberammergau.

Von

L. Schönhoff.

II.

Oberammergau, den 27. Mai.

Wenn unsere Bühne große Vorgänge ins Enge zusammenfassen und darum oft verkleinern muß, sie nur im Reflex einzelner Personen zu zeigen vermag, so könnten bei den Mitteln und Fähigkeiten, welche das Passionspiel kennen lehrt, die Stimmungen und Thaten der Volksmassen selbständig in den Vordergrund treten. Während bis jetzt der Held die Massen repräsentierte, so könnte nun die Masse als Held interessieren.“ Mit diesen Worten leitet Eduard Devrient seine Betrachtungen über das Passionspiel zu Ammergau als eine Grundlage für die Entwicklung eines „historisch-dramatischen Stils“ ein, und soviel mir von ersteren Berichten über das diesjährige Spiel in die Hände kam, immer stieß ich auf irgend eine Variante des Devrientischen Wunsches. Wie dieser, wenn er vom historisch-dramatischen Stil spricht, die Malerei seiner Tage vor Augen hatte und neben der stark individualisierenden Kleinkunst in der Malerei, die große, mehr typisch gestaltende Historie als besondere Stilgattung unterschied, so möchten auch die jüngsten Beurteiler des Passionsspiels die Bühnenmalerei al fresco nicht missen. Devrient geht seiner Theorie zuliebe sogar so weit, daß er selbst die Bühnenvorgänge im „Lear“ unserer Intimen, lediglich dem Individuellen zugewandten Genrefunktion gewahrt wissen will; und wie er aus der Passionstragödie die Sehnsucht schöpft, gewaltige historische Ereignisse auf die Bühne drängen zu können, wie er vermeinte, Goethe hätte für die historische Bühne den ganzen Freiheitskampf der Niederlande, Schiller den dreißigjährigen Krieg, ein Zukunftsdichter die Nibelungenage mit all ihrer Brutalität, ihrem Umfang und ihrer Tiefe dramatisieren können, so glauben auch heute manche Kunsttrichter, die Gewalttätigkeit für die Gewalt, die Breite für die Vertiefung setzen zu können. Zugleich ist ihnen allen das Streben gemeinsam, ein Gleichgewicht zwischen Schuld und Sühne im richtenden Geist der Weltgeschichte herauszufinden, der einzelne soll sich der Teilnahme an der ganzen Menschheitsentwicklung bewußt werden, wie er ihrer auf der Genrebühne mit ihren Einzelgeschicken nicht bewußt werden kann; er soll sich seine moralische Genugthuung auch aus entlegenen Fernen holen. Nicht leicht erscheint ein Hinweis unzureichender begründet, als der Hinweis auf das Ammergauer Passionspiel in diesem Falle. Denn trotz der gewaltigen Breite der Passionstragödie bietet auch sie nur lose Teilabschnitte aus der großen für uns in „entlegene Fernen“ entrückten Gesellschaftsrevolution, und ihr Träger erscheint in der Tragödie nur in fargen Spuren als der Thatenheld, als der feurige Kämpfer, und in unverhältnismäßigem Umfang als der Nachkomme des Prometheus, der da leidet mit Unrecht. Bis zu dem Aufschrei: «Eli, Eli, lama asabanni» eine Kette von Leiden, die nichts weniger als eine moralische Genugthuung über das waltende Weltgeschick hinterlassen, wofern man nicht

im Wunder der Auferstehung, in dem Bild der Apotheose sich Trost sammeln kann. Ja, wo immer der Chor in der Passions- tragödie zu Worte kommt — wenn er auf den Himmel nicht verweisen kann, seine Betrachtungen über die Massengeschicke sind bitter. Wenn Michaeus einen Backenstreich bekommt, weil er dem König Ahab die Wahrheit sagte, so verallgemeinert daraus der Chor: „Wer frei die Wahrheit spricht, den schlägt man ins Gesicht. In der Welt die Schmeichler tragen Ehre und Gewinn davon, doch, die treu die Wahrheit sagen, ernten Schimpf und Schmach als Lohn.“ Dazu kommt als zweites nicht gut zutreffendes Moment, daß die Passions- tragödie nicht gut mit irgend einem anderen weltgeschichtlichen Ergebnis verglichen werden kann. Kein Mythos, kein historischer Vorgang haftet mit all seinen Wurzeln so fest im gemeinsamen Volksbewußt- sein, als der Inhalt der Passions- tragödie; und wie die Tra- gödiendichter der Antike aus dem Leib ihres Mythenschatzes eine Rippe schneiden durften, um daraus neue Formen zu ge- winnen, so konnten die Verfasser der Passions- spiele lose Bilder aneinanderreihen; wußten sie doch, daß die Zuschauer aus dem vertrauten Inhalt selber die Lücken ergänzen werden. Wer im gleichen Sinn eine moderne Bühnengeschichte schreiben wollte, der müßte, wie auch Schiller in Wallensteins Lager that, ein zu- reichendes, erläuterndes Milieu geben. Das eben ist der Grund- fehler in den Versuchen unserer Bühnenreformer und Festspiel- dichter, daß sie gewaltsam Ereignisse zusammenschweißen, ohne den Boden bloßzulegen, auf dem sie gewachsen sind; sie über- springen Jahrhunderte, wie man über Strafengräben setzt; und all ihr Versgebimmel erinnert schließlich doch nur an die Art, wie uns schlechte Lehrer auf der Schulbank gefälschte Geschichte lehrten. Vernt die Begebenheiten auswendig, und vergesset ja nicht die Jahreszahlen dröhnender Schlachtenereignisse! Wer uns heute Teilausschnitte aus der Christus- tragödie bringt, der hat auch schon vor denen, die sich mit Barbarossa- Weisepielen und ähnlichen erhebenden Geschichts- dramen quälen, den mächtigen Vorprung, daß in der Christus- tragödie echte Dichter und Nachdichter, wie Luther, Kernsprüche und Ausdrucksformen für Empfindungen getroffen haben, die in ihrer naiven Kraft und Schlichtheit jedes Menschen Gemüt rühren müssen. Wenn z. B. hier im Ammergau der Darsteller des Petrus, der alte Schnitzer Jakob Hebt, mit einer naiven Einfalt und Treu- herzigkeit, wie sie kaum ein Darsteller des Klosterbruders im Nathan treffen kann und besäße er die größte Meisterschaft, ausruft: „Meischer, ich geh' nicht von Dir; wo Du bleibst, da bleibe auch ich, wo Du hingehst, da gehe auch ich hin“ u. s. w., da wird jeder von der Macht dieser knappen Aus- drucksweise getroffen. Was in der Passions- tragödie sonst aus eigenem geschaffenen ist, das ist zumieist weitschweifig, es entbehrt der Vollständigkeit und nur ganz selten blinzt inmitten des nüchternen Wortgeflossens ein Gedanke hervor, der in primitiver Fassung erkennen läßt, wie genialischer Humor aus ihm er- wachsen könnte. Zugleich aber wird an solchen Stellen klar, daß die Typen von Übermenschen unserer ganzen Empfindungs- anlage fernliegen, daß wir uns, Städter und Bauern, wie er- freicht fühlen, wenn unser Auge an einer Gestalt eigenste Züge erkennt, und in ihnen die Merkmale, die verborgen oder offen, unser aller menschlicher Teil sind. Da ist z. B. Judas in der Ammergauer Passion. Er ist nicht der Erzschelm, der In- triguant, wie er in der Vorstellung vieler lebt. Er ist vielmehr der Vertreter des gemeinen Menschenverstandes, der niedrigen Erdenanschläue, die ins Weite zu schauen vermeint, weil sie mit scharfen Sinnen in den eigenen Maulwurfsgängen sich so trefflich zurecht findet. Wie dieser Judas nach gemeiner Menschenart Schutzmauern aufwirft, um die Folgen seiner That vor seinen scheuen Augen nicht sehen zu müssen, wie er, nie verlegen um Ausflüchte, vor dem eigenen Gewissen sich auf die Gesetzmäßigkeit und die behördliche Ordnung stützt, welche grandios humoristischen Kerl hätte ein Dichter aus solchen Ansätzen formen können! Natürlich ist die schemenhafte Darstellung bei den Ammergauern solchen Aufgaben nicht gewachsen und auch aus dem Judas des Malers Zwink wurde eher ein pathetischer

Gefelle, als ein Mensch schlechtweg. Überhaupt hat die erste Aufführung des Passions- spiels am Pfingstmontag mich noch mehr als die Hauptprobe in der Auffassung bestärkt, daß das Klein- Bildliche, das äußerliche Symbol die Stärke und die große Bedeutung der Ammergauer Passions- spiele ausmacht, und es ist merkwürdig, welche tiefe seelische Bewegung sich durch das Auge in die internationale Zuschauer- menge einschleicht. Jetzt verstehe ich die Teilnahme so vieler, die nicht unsere Volks- genossen sind, da ich ihr Zeuge war. Was uns stört, das befummert sie wenig, und was uns erfreut, genießen sie un- vermindert mit. Die einförmige Weichlichkeit des Tons bei dem Christus- darsteller, Herrn Mayr, empfinden sie wenig, den Adel seiner Gesten, die Milde in seinen Bewegungen sehen sie wohl. Wäre man im Allgemeinen bei den Ammergauern auf den Charakter der Bewegungen so klug bedacht, wie man ihre ungezwungene Gefälligkeit so überraschend trifft, dann wäre dieser Teil der Bühnensprache wenigstens vollbefriedigend in künstlerischem Sinne; und aus der Menge, die sich so frei auf ihrer freien Bühne bewegt, die so unzweifelhaftes Verständnis und anerzogenes Geschick für edles und natürliches Auftreten zugleich besitzt, ließe sich mehr schaffen, als heute geboten wird. Ein Beweis dafür sind die lebenden Bilder, die abermals mit ihrer herrlichen Farbenharmonie bei aller Massenhaftigkeit der Gruppen das Publikum über den Wert eines bloßen Schau- stücks hinaus gefesselt und ergriffen haben; ein Publikum, das im raffiniertesten Lebensgenuß, wie in der tiefsten Abhängigkeit von der Altertraume aufgewachsen ist, ein Publikum, das in seinem weiblichen Teil zumal eine solche Fülle von Verschieden- heit zeigt und von dessen Augen man den Schimmer ästhe- tischer Andacht und das matte Ausleuchten einer Freude, die sonst nur selten das arme, stumpfe, in Erdenlust verschrumpfte Gesicht durchgeistigt, herablesen kann. Mehr als zwanzig solcher Gruppen- bilder werden während der Spieltage gestellt und nicht wenige sind darunter, die mit ihren blonden Kinder-, Frauen- und Hirtengehaltn an die religiösen Bilder Fritz Uhdes erinnern. Die naturalistischen Szenen der Kreuzigung und Kreuzabnahme, das Dröhnen der Hammerschläge, wenn der Chorführer spricht: „Sch hör' schon keine Glieder trachen, die man aus den Gelenken zert, wenn soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört?“ die Gnadenstöße, die sichtbarlich den Schwächern auf dem Kreuz ge- geben werden, die Todesmarten Christi, sie wirken in der That peinlich auf manche Zuschauer. Zwar unter den minder sensiblen Bauern nahm ich keine Bewegung des Unbehagens wahr, desto deutlicher wurde sie an mancher Stelle auf den teureren Plätzen sichtbar. Der Text des Passions- spiels stützt sich diesmal, was sehr löblich ist, nicht auf die poetische Um- arbeitung des geistlichen Nais Daiffenberger, die dieser 1860 vornahm. Er goß die Prosa des Spiels in noch profaischere Jamben um, und wenn man bedenkt, daß das Sprechen bei den Ammergauern die schwächste Seite ihres Könnens ist, so kann man sich vorstellen, wie schwer sie erst mit den Jamben fertig ge- worden wären. Was alle Schwächen der Bühnenspecialität — und das ist heute doch das Oberammergauer Spiel geworden — so leicht vergessen macht, was ein Stimmungserwecker ersten Ranges ist, das freilich bleibt die einzige Vermählung zwischen Kunst und Natur auf der Bühnenstätte zu Ammergau. Die Ammergauer Spiele haben sich nicht fruchtbar erwiesen im Sinne Devrients, sie haben keinen historisch- dramatischen Stil fördern geholfen; sie werden nicht einmal retardierend auf die nach neuen Zielen ringende Bühnenkunst einwirken, die immer bewußter nach der Vertiefung des Einzelgeschicks inmitten der Zustände, auf denen es aufgewachsen ist, strebt; sie werden die geforderte moralische Genugthuung, die wärmende Hülle selbst- genügsamer Weltbeobachter von der Bühne herab nicht stärken; sie werden nicht aus ästhetischem Genießen Quellen einer neuen religiösen Andacht erschließen; aber sie können doch manche wertvolle Anregung geben. Es ist unrichtig, anzunehmen, daß die munteren Bauerngeschlechter mit gespannter und mehr konzentrierter Hingebung dem Passions- spiele folgten, als die

zugereisten Weltkinder. Ich saß während der öffentlichen Auf-
führung auf dem letzten Plage mitten unter Landleuten, Ti-
rolern und Niederbayern und Schwaben, und sah genau hin.
Sie schauen nicht mit solchen leicht zur Zweifelsucht geneigten
Sinnen nach der Bühne, wie etwa die verwöhnteren Groß-
städter; aber sie lassen sich auch nicht so leicht erregen. Sie
tauschen auch nach ihrer Art räsionnierende Bemerkungen aus
und lassen sich durch kein Zartgefühl stören, inmitten tragischer
Scenen einen Schluck aus der mitgebrachten Weinflasche zu
thun und an einem harten Ei oder einer geräucherten Wurst
behaftlich zu kauen. Sie bleiben nicht wie festgebannt auf
ihren Bänken; im Gegenteil erschläfft ihre Aufmerksamkeit eher als
die unsere und sie überschlagen Bilder, Scenen und Handlungen.
Das ist auch ein Beitrag, lehrreich für gewisse Volksbühnen-
schwärmer, die mit solchem Redeschwung an die unverbildeten, emp-
fänglicheren Sinne des „Volks“ appellieren. Ob das künstlich ge-
hegte, jetzt der Fremdenindustrie im Ammergau wichtige Passions-
spiel sich noch viele Jahrzehnte erhalten wird oder nicht, das ist
eine nebensächliche Frage und jede Voraussage wäre thöricht.
In seiner heutigen Form ist es ein Unikum, eine Specialität
geworden, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden wahrscheinlich
größere künstlerische und finanzielle Mittel an sie gewandt wer-
den müssen, auch die künstlerische Sicherheit der intelligenten,
schweigsamen Ammergauer, die noch dazu dem Fremden eine
im deutschen Gebirge seltene urbane Liebenswürdigkeit entgegen-
bringen, wird sich heben; wie lange aber die Freundeschar des
Unikums sich noch steigern wird? Eines aber ist gewiß: Wenn
dem Lockruf der Specialität in jedem Jahrzehnt eine so un-
geheure Zuschauermenge aus fern und nah folgen kann, wenn
man sich finanziellen Opfern und Unbequemlichkeiten fügt und
dennoch mit lautem Interesse einem künstlerischen Versuch
folgt, dann muß, wie hier im Ammergau, die landschaftliche
Lage, das Theater, umrahmt von grauen Felswänden und
grünen Bergthalen, die Gemüthsruhe am hellen Tage, der
Mensch, losgelöst von Arbeitsqual und Zerstreuungsfieber, sich
zu glücklicher Gesamtwirkung vereinen, dann ist erreicht, daß
die Kunst, soweit sie Größe und Weihe üben kann, sie auch
unverkürzt und aus dem Vollen giebt. Wenn sie dann sich
von archaischen Absichten abwandte, wenn sie nicht den Reiz
des Kuriosums der Bauernspiele aufsuchte, sondern ihr an be-
vorzugten Stellen Deutschlands in gewissen Zeiträumen wirk-
liche Künstler zu Diensten gestellt würden, wenn nicht, wie in
Baireuth, lediglich dem Schaffen eines Menschen freie Bahn
geöffnet wäre, dann könnte wenigstens eine Seite der Ammer-
gauer Passionsspiele sich lebenspendend erweisen. Vorwärts-
stürmer, kühne Dränger, würden vielleicht milder beurteilt wer-
den, als jetzt, da man eingepfercht, leicht reizbar, vom Tages-
trübel umschwirrt, im dunkeln Raum sitzt, den man eine Schau-
bühne nennt; und beide Teile gewannen, die Schaffenden, wie
die Genießenden! Die intimen Bühnen dem Tagesbedürfnis,
die freien den großen Versuchen!

Ferdinand Raimund.

Zum 1. Juni 1890.

Von

Walter Paetow.

(Schluß.)

Das phantastische Element tritt in diesem Stücke nur sehr
selten hervor; wir bewegen uns meist in unserer eigenen
Welt und die überwiegende Mehrzahl der auftretenden Per-
sonen sind Menschen von Fleisch und Blut. Unter ihnen sind
einige vorzüglich gelungene Gestalten: der Diener Habakuk wirkt
höchst komisch mit seiner stereotypen Redensart: „Ich war zwei
Jahr in Paris, aber so etwas habe ich noch nicht erlebt“ und in
einer ganz kleinen Scene begegnen wir einer Köhlerfamilie,

welche auf das sorglichste charakterisiert ist; der Auszug dieser
Köhlerleute aus ihrer kleinen Hütte im Gebirge, die armseligen
Verhältnisse, in denen sie leben, und das Abschiedslied, das sie
ihrer doch so engen und dürftigen Heimstatt weihen: „So leb
denn wohl, du stilles Haus, wir zieh'n betrübt aus dir hin-
aus“ — das alles berührt uns so ergreifend und lebenswahr,
wie wenigens.

Raimund selbst hat denn auch nur einmal die Wirkung
dieser Scene überboten: in seinem „Verschwender“; und da
muß man nun überhaupt sagen, daß er mit diesem „Original-
Zaubermärchen“ ein Volksstück geschaffen, dem wir ebenbürtig
allein Anzengrubers Dramen an die Seite setzen können. Steckte
Raimund bislang noch in manchen Stücken in der Tradition,
hatte er sich bisher nicht immer ganz von Bäuerle, Gleich,
Meisl und Perinet, in deren Stücken er mitwirkte, loszulösen
verstanden, ja hatte er selbst dem Wiener Hanswurstpoeten
Stranitzki ab und zu einmal Zoll gezahlt, so steht er hier im
„Verschwender“ fest auf den eigenen Füßen. Alles was an
seinen anderen Stücken zu rühmen war, zeichnet auch seinen
„Verschwender“ aus: die Treuherzigkeit des Tons, die stete
Abwechslung von Lust und Schmerz; vieles aber, was auch
in seinen gelungensten Frühwerken verfehlt erscheint, die oft
gar zu opernhafte Behandlung der Scene, die zuweilen etwas
aufdringlich hervortretende musikalische Begleitung der Stücke
ist im „Verschwender“ gehoben und gebessert worden. Ja, die
Musik, die schon im „Alpentönig“ an mancher Stelle geschickt
verwendet war, ist im „Verschwender“ geradezu unentbehrlich.
Die Lieder, die hier angestimmt werden, sind wahre Volks-
lieder, und durch die Musik Konradin Kreuzers ist das „Ho-
bellied“ in der That populär geworden; die Couplets sind
allgemeiner gehalten, wie diejenigen der früheren Stücke, und
mit Lokalspäßen nur spärlich ausgestattet. Die Wortspiele sind
weniger derb, aber deshalb nicht weniger schlagend, der Wit
ist geadelt und die gesamte Komik zum Humor geläutert. Im-
mer wird man auf den „Verschwender“ verweisen müssen, wenn
man vom Wesen des Humors handelt; immer wird man an
den Valentin zu erinnern haben, wenn man von Wiener Volks-
stückfiguren, von deutschen Meisterschöpfungen spricht.

Dem Valentin, seine Nase und seine Kinder — sie sind
die Träger des Humors und der eigentliche Hort des Erfolges
von Raimunds „Verschwender.“ Nicht die Bewohner des
Schlosses, auf dem der leichtsinnige Julius von Flottwell seine
Festgelage veranstaltet, sondern die Leute aus der Hütte ziehen
uns so mächtig an; und die Schicksale Flottwells, der sein
ganzes Hab und Gut verpraßt und nach vielen Jahren als
Bettler heimkehrt, ergreifen uns erst dadurch so sehr, daß Va-
lentin an ihnen Anteil hat; die Scene, in der Flottwell wie-
der vor seinem Schlosse steht, arm und verkümmert, wirkt erst
durch das Hinzukommen Valentins so unvergleichlich eindring-
lich und erschütternd; durch die Reden dieses ehrlichen, treuen
Tüchlers wird in diese Scene der Humor gebracht, der uns
unter Thränen lachen läßt. Jedes Wort, das hier gesprochen
wird, ist scharf ausgeprägt, keines möchte man missen. Und
man muß Raimunds Manuscriptfassung eines Teiles dieser
Scene einmal gelesen haben, um erst ganz zu verstehen, wie
ihm selbst beim Niederschreiben all der guten hüben Worte
das Herz aufgegangen ist. Die zarte, entsetzende Liebe der Fee
Cheristane, die vom Verschwender Julius ein Jahr seines Le-
bens als Geschenk erbittet, um ihn dadurch dereinst aus seiner
Armut zu erretten, kann uns, so fein sie von Raimund ge-
schildert ist, nicht so rühren wie die umerlöschliche Treue und
Ergebenheit Valentins: wenn dieser seinem ehemaligen, zum
Bettler gewordenen Herrn gegenübersteht, ihn nach Jahrzehnten
alsbald wiedererkennt und nun „rasch schreit“: „Mein gnäd'ger
Herr“ — da kann man sich einer herzlichen Nührung nicht
erwehren. Und diesem Zusammentreffen von Herr und Diener
folgen nun weitere Scenen, die einander an Wirkung immer
noch übertreffen; so, wenn der Valentin von seinem alten Herrn
gefragt wird: „Nicht wahr, ich hab' mich sehr verändert?“
und nun verlegen erwidert: „Ah nein! nein! Euer Gnaden

schauen gut aus — gut — recht gut. A Bissel strapaziert, aber —,“ oder wenn er hernach den verarmten Edelmann gern zum Mittagmahl einladen möcht' und gar nicht weiß, wie er seine Einladung wohl vorbringen könnt', bis er schließlich sagt: „Euer Gnaden verzeihen! — Aber sagen mir Euer Gnaden aufrichtig, sein Euer Gnaden heit' schon eingeladen?“ und nun, wenn in den Szenen in Valentins Haus die Kinder, die Liese, der Michel und Hiesel und Hansel miteinander plauschen und jeder in seiner Art so herzlich keck und verschmitzt ist, wenn hernach die einstige Kammerjungfer und jetzige Tischlersfrau Rose von Hartherzigkeit zur Gutmütigkeit bekehrt wird — fürwahr, da haben wir eine so überquellende Fülle von Natürlichkeit und ursprünglichem Humor, daß wir Raimunds Kunst nicht genug bewundern können. Wir sehen deshalb auch gern hinweg über die wunden Punkte dieses Stückes: die schablonenhafte Figur eines intriganten Kammerdieners, die antiquierten Gesellschafts-Szenen auf dem Schlosse, und erfreuen uns dankbar des Schönen und Rührenden, der erschütternden Augenblicke, in denen ein Geist in mahrender Bettlersgestalt an den Verschwender in seinen guten Tagen herantritt, der Wiedersehenszene von Valentin, in dem Scherer mit Recht die Verklärung des Wiener Hanswursts sieht.

Es hat etwas Tragisches, daß dem Schöpfer dieses genialen Volksstückes, in dem der Humor so siegreich immer wieder durchdringt, im Leben so wenig Freude und Lust beschieden war. Seitdem Raimund 1824 einer schweren Nervenkrankheit verfallen war, nahm sein Gang zum Trübsinn mehr und mehr überhand. Wohl waren ihm noch glänzende Erfolge beschieden, sein „Bauer als Millionär“ fand eine enthusiastische Aufnahme überall, sein „Alpenkönig und Menschenfeind“ wurde nicht minder bejubelt; als Regisseur und Komiker des Leopoldstädter Theaters, dessen technischer Direktor er später wurde, erfreute er sich einer angesehenen Stellung in Wien; aber dies alles vermochte nicht auf die Dauer seine Heiterkeit zu beleben, und so war und blieb der eigentliche Inhalt seines Lebens die Treue und Liebe zu seiner „Toni“, die von dieser auf das herzlichste erwidert wurden. Toni, mit ihrem vollen Namen: Antonie Wagner, die Tochter des Kaffeehausbesizers Wagner in Wien, wußte Raimunds Gedanken zu zerstreuen und zu erquickern; er, der mit der Schauspielerin Luise Gleich „eine nicht glückliche Ehe“ geführt hatte, erblickte in Toni das Urbild der Güte und Nachsicht. Seine Briefe an Toni quellen über von Liebe und Dankbarkeit, er preist sie immer von neuem wegen „ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit und der liebevollen Geduld,“ mit welcher sie seine „so unangenehmen Launen“ erträgt; er sieht in dem beglückenden Bund ihrer Herzen den „Triumph seiner Beständigkeit“ und verehrt in Toni diejenige, die seinem „zum Leid geborenen Gemüt“ Trost spendet. An sie denkt er auf seinen Erholungsreisen, auf seinen Gastspielausflügen, die er seit 1830 regelmäßig unternahm; ihre Gegenwart spornt ihn bei der Abfassung seiner Werke an, und getreulich verzeichnet er in seinem Manuskript von „Moissajurs Zauberfluch“ am Schlusse: „Geendet in Weidling am Bach am 20. Junius 1827 in Gegenwart meiner guten Antonie.“ Aber auch sie vermochte dem graufigen Ende Raimunds nicht zu steuern: vor Angst, von einem tollen Hunde gebissen zu sein, erschoss sich der grüblerische Mann und starb schon im Alter von sechundvierzig Jahren am 5. September 1836. In Gutenstein, einem stillen Fleckchen der Welt, das er in einem langen Gedichte einst gepriesen hatte, ist sein Leib begraben; der Ernst, dem er von Kindheit an nachgegangen hatte, dem er in der Pöffe eine Heimstatt gründen wollte, war in seiner furchtbarsten Gestalt an ihn herangetreten. Uns aber, die wir dem größten Humoristen Österreichs seine Gedanken nachzudenken versuchen, drängt sich heute unwillkürlich die schmerzliche Gewißheit auf, daß sein Streben nicht in gerechter Weise durch einen Ausbau belohnt ist: öde und leer, nichtig und scheel, oberflächlich und banal ist die Pöffe wieder, just so, wie Raimund sie vorfand. Und darum glauben wir dem vereherten Manne zu seinem hundertjährigen Jubiläum keinen willkom-

meneren Gruß in die Gruft nachsenden zu können, als wenn wir den Wunsch aussprechen, der sicherlich in seinem Sinne laut wird: es möge endlich das Volksstück sorgsam gepflegt und zu neuen Ehren gebracht werden!

Oberländer.

Von

Paul Ernst.

Es ergeht den Karikaturisten, wie es fast in allen Künsten den Vertretern des Humors und des Witzes geht; man sieht sie neben den ernsthaften Kollegen nicht so ganz vollberechtigt an. Mag man vielleicht soweit kommen, daß man in der Theorie dieses Vorurteil überwindet; in der Praxis kommt es doch immer wieder zum Vorschein. Der langweiligste Tragiker gilt mehr, als der genialste Lustspiieldichter; und während man es für eine Schande hält, den Maler des letzten Bildes nicht zu kennen, das in die Mode gekommen ist, sieht man die „Fliegenden Blätter“ durch, freut sich an den Karikaturen und denkt nicht daran, nach den Künstlern zu fragen, von denen diese Zeichnungen herrühren. Hätten wir einen Historienmaler von der entsprechenden Bedeutung Oberländers, so würde sein Name in aller Mund sein; von Oberländer wissen nur wenige; und doch sind seine Leistungen derartige, daß er ohne Zweifel zu den ersten Karikaturenzeichnern aller Zeiten gerechnet werden muß.

Die Ursache ist klar. Unsere Schätzung der Kunstwerke richtet sich, selbst wenn wir etwas ästhetisch gebildet sind, nicht nach den ästhetischen Begriffen; sie wird durch eine Reihe ganz anderer, unter sich verschiedener Momente bestimmt. Eins der wichtigsten Momente ist die Qualität des Eindrucks, die das Kunstwerk macht; unwillkürlich schäzen wir Kunstwerk und Künstler danach, ob wir erhaben gestimmt werden, deprimiert, optimistisch und so fort. Welcher Eindruck am höchsten geschätzt wird, das hängt mit der Modestimmung der Zeit zusammen; in weltchmerzlichen Zeiten liebt man Depressionsstimmmungen; in lebensfreudigen Zeiten optimistische Eindrücke und so fort. Der Moderne verachtet die Erhabenheit des Klassicismus als leeres Tiradenwesen, der Alte die Naturwahrheit des Naturalismus als Plattitüde. Daß die augenblickliche Zeitstimmung dem Humor nicht günstig ist, liegt wohl klar auf der Hand; eher hätte sie Verständnis für die Satire; sie ist zu ernsthaft, zu moralpathetisch, zu deprimiert, um im Humor mehr zu sehen, als ein bloßes Mittel zur Unterhaltung. Ein Wilhelm Busch, der, ästhetisch betrachtet, weit unter Oberländer steht, konnte ein ungeheures Aufsehen erregen, weil er durch seine Satiren in den Kulturkampf eingriff. Für den Hohn, den Pathos, den Spott, die Satire findet sich wohl noch Stimmung. Oberländer ist nur Humorist; ängstlich hält er sich von den weltbewegenden Fragen fern, beschränkt sich auf seine kleine Welt, und niemand bekümmert sich um ihn.

Oberländers Art paßt genau für die Art der „Fliegenden Blätter.“ Geegründet in einer Zeit und an einem Ort, wo in politischen, sozialen, religiösen Dingen eine vollständige Ruhe herrschte, wo nichts den behaglichen künstlerischen Genuß störte, sind sie noch jetzt die Stätte des unbefangenen, reinen Humors. Kaum, daß sie etwa in ihren Wägen über die Lieutenants und die Studenten Konzeptionen an die Zeitverhältnisse machen. Genau so ist Oberländer. Er ist nur Künstler, nicht Tendenzmann; er will nur ästhetischen Genuß bereiten, er verfolgt nicht noch andere Zwecke, wie etwa Hogarth. Höchstens, daß er einige ganz allgemeine Gedanken ausdrückt, wie zum Beispiel in der Zeichnung „Gegen den Strom“ (Münchener bunte Mappe): ein Idealist sucht sich durch eine ihm entgegentreibende Menge Philister hindurchzudrängen; oder in der Zeichnung „Der Löwe im Käfig“ im letzten Jahrgang der „Fliegenden

Blätter,“ wo ein Löwe im Käfig von einigen gemeinen Menschen verspottet wird. Aber derartige Zeichnungen sind Ausnahmen; nur sehr selten kommt es vor, daß ein Gedanke den Künstler anregt; fast stets ist es eine rein künstlerische Idee, von der er ausgeht, vielleicht im Anschluß an irgend einen dummen Witz, welchen er illustriert.

Vergleicht man Oberländer mit anderen Karikaturenzeichnern, so fällt sofort die große Decenz in der Wahl seiner Mittel auf. Hogarth nimmt den Witz, wo er ihn bekommen kann; er verschmäht nicht, durch Mittel zu wirken, welche außerhalb seiner Kunstsphäre liegen, durch Anspielungen, selbst durch eingefügte Worte. Oberländer geht nie über seine Kunst hinaus; er beschränkt sich; daher sind seine Zeichnungen auch nie mit Witz vollgepfropft, den man sich erst mühsam zusammensuchen muß; er hat keinen Erläuterer nötig. Selbst die Witze, welche er illustriert, könnten fast stets fehlen; man würde die Zeichnung doch genießen. Er zeichnet Köpfe, Gruppen, Tiere; und der Witz liegt bei ihm nicht in etwas äußerlich in die Zeichnung hinein Geheimnissen, er liegt in der Art der Auffassung und Wiedergabe selbst. Aus diesem Grunde bleibt er stets künstlerisch.

Das Gemeinsame, das sich in seiner Auffassung und Wiedergabe der Natur zeigt, ist sehr einfach zu charakterisieren. Oberländer faßt die Erscheinungen so auf, daß die charakteristischen Züge etwas, aber nur ein wenig übertrieben, schärfer ausgeprägt werden. Die englische Karikatur der fünfziger Jahre wendete ein ähnliches Verfahren an; aber zum Teil in sehr plumper Weise; wenn ein Mensch klein war, so machte man ihn noch kleiner, und wenn er einen großen Kopf hatte, so machte man den Kopf noch größer. Oberländer geht äußerst fein und vorsichtig zu Werke. Zuweilen trifft man schon in der Natur Menschen, von denen jeder sofort ausruft: welche Karikatur! Sehr oft sind das Leute, bei denen der Stand oder der Charakter sich übertrieben scharf nach außen zeigt. Einen gewissen gemeinsamen Typus weisen Menschen von gleichem Stand oder Charakter oft auf; erscheinen die Zeichen und Merkmale des Typus zu scharf ausgeprägt, so entsteht das, was man Karikatur in der Wirklichkeit nennt. Andere Karikaturisten halten es für ihre Pflicht, solche Individuen aufzujuchen und die Natur gewissermaßen noch zu überkarikieren; Oberländer begnügt sich in solchen Fällen mit der einfachen Wiedergabe der Natur, ohne irgendwelche weitere Karikierung vorzunehmen. Dahin gehören namentlich seine bäuerlichen Charakterköpfe; vor ca. zehn Jahren erschienen einige Blätter von ihnen im „Salon;“ auch in das „Oberländer-Album“ sind einige übergegangen, wie z. B. der prachtvolle Bauernkopf mit der Unterschrift „Dumm sein ma schon, aber pffiffig sein ma a.“ Ferner seine Spießbürgergesichter, von denen die schon oben erwähnte Zeichnung „Gegen den Strom“ eine prachtvolle Probe giebt.

Nur, wo die Natur nicht schon selbst karikiert hat, hilft Oberländer nach; aber auch hier stets in engsten Grenzen. Er bringt nie neue Züge in die Wiedergabe der Natur hinein, sondern er bildet die bestehenden immer nur weiter aus. Eine einzige Linie wird vielleicht um Haars Breite weiter geführt, und die Karikatur ist fertig. Man betrachte z. B. die Zeichnung im ersten Bande des „Albums,“ „Unbestreitbar,“ den Stromer, dessen Stolz darin besteht, daß er ein Zeitgenosse ist. Lange Zeit wußte ich nicht, wodurch der unsagbar komische Eindruck hervorgerufen wurde; er wird einfach durch den Mund bewirkt, der ein klein wenig verbreitert ist.

Die Eigenart Oberländers kommt so recht zum Ausdruck, wenn man z. B. die genannte Zeichnung mit einer ähnlichen vielleicht von dem gleichfalls hochbegabten Hengeler vergleicht. Bei Hengeler wird alles stark, ins Groteske, übertrieben, und deshalb weiß man bei ihm auch gleich, worin das karikierende Moment liegt. Oberländer ist stets fein und rücksichtsvoll, bei ihm drängt sich die Karikatur niemals auf.

Am vorzüglichsten von allen seinen Zeichnungen sind wohl seine Tiergestalten. Es frappiert, wie er den Tieren mensch-

lichen Ausdruck zu geben vermag, noch ganz anders, wie etwa Kaulbach. Am auffälligsten tritt das hervor in den prächtigen Bildern zu der Entenfamilie, welche ihre Kinder in die Stadt zum Studieren schickt. Oberländer giebt uns einfach Silhouetten; und diesen Silhouetten von Enten weiß er einen so menschlichen Ausdruck zu verleihen, daß man Stolz, Berlegenheit, kindlichen Leichtsin, Mutterliebe, die Gefühle des befriedigten Vaters — alles an ihnen sehen kann. Hier geht die feinste Naturbeobachtung Hand in Hand mit der sorgfältigsten Übertragung menschlicher Mimik, soweit es möglich ist. Und das alles mit den einfachen Mitteln der schlichten Silhouette, des bloßen Umrisses!

Auch bei der Übertragung der menschlichen Mimik auf die Tiere herrscht bei Oberländer dasselbe Prinzip wie bei den anderen Zeichnungen. Es wird nichts Fremdes hineingetragen, sondern das Vorhandene nur ausgeführt. So müssen bei den Enten sogar die Flügel menschliche Mimik machen.

Eine eigentümliche Specialität Oberländers sind die „Randzeichnungen des kleinen Moriz,“ in welchen er die kindliche Zeichenmanier zur Darstellung verwendet. Mit den einfachsten und kindlichsten Strichen werden hier die Figuren geschaffen, wird den Figuren der Ausdruck verliehen.

Indessen, eine ausführlichere Analyse gerade dieser Werke des Künstlers würde wieder einen größeren Raum in Anspruch nehmen. Auf eine ausführliche Würdigung muß ja in einem kurzen Artikel überhaupt verzichtet werden. Wenn ein solcher Artikel den Erfolg hat, die Aufmerksamkeit etwas mehr auf den Behandelten zu lenken, so ist sein Zweck ja erreicht.

Die Campagne der „Freien Bühne.“

Von
F. W.

Der erste Feldzug des Vereins „Freie Bühne“ ist beendet und die letzte Schlacht ist unblutiger verlaufen als die vorhergehenden. Gerhard Hauptmann, welcher mit seinem „Vor Sonnenaufgang“ den eigentlichen Kampf eröffnet hatte, hat ihn nun mit seinem „Friedensfest“ auch geschlossen. Und da ich diese Bühnendichtung erst vor wenigen Wochen, als die Aufführung noch nicht beschlossene Sache war, an dieser Stelle kritisiert habe, so könnte ich es genug sein lassen, — wenn das gespielte Drama nur mit dem gelesenen vollkommen gleich wäre. Das ist aber nicht der Fall und ich muß mein Urteil ein wenig abändern.

Die tiefe Psychologie und die feine Sprachbeobachtung erwiesen sich nämlich nicht nur in dem handlungsreicheren zweiten Aufzuge, sondern auch in dem bloß vorbereitenden ersten als Bühnenvirksam; das ganze Publikum, das günstig gestimmte ebenso wie das andere, war von der Darstellung so lebenswahrer Charaktere überaus gefesselt und verlangte eine geraume Zeit weder nach Handlung noch nach den bekannten edleren Menschen. Es nahm das ganze Stück dankbar und geduldig wie eine sehr spannende, sehr lange Exposition hin, und erst gegen das Ende des dritten Actes, als die Exposition unmittelbar in den Schluß des Stückes überzugehen drohte, da verjagte die Wirkung genau wie beim Lesen.

Doch, wie gesagt, als Studie betrachtet, ist „Das Friedensfest“ ein so entschiedener Fortschritt des jungen Dichters, daß die Aufführung trotz des notwendigen Mißlingens des letzten Actes ein Verdienst zu nennen ist. Der deutsche Cynismus oder Naturalismus hat hier in einem einheitlichen und in seiner Stimmung festen Werke gezeigt, was er kann und was er nicht kann. Was er kann, ist aber schon so viel, daß die starke Abirring vom Wege des Dramas nicht allzu sehr bedauert zu werden braucht.

Was der deutsche Cynismus kann, das verdankt er gerade

seiner Jugend, das verdankt er dem Umstande, daß er mit der berühmten deutschen Gründlichkeit auf Zola, Dostojewski und Ibsen erst gewartet und ihnen allen dann etwas abgelernt hat. Das wäre nun ein kleiner Ruhm. Hauptmann leistet mehr oder wird doch gewiß mehr leisten. Sein unmittelbares Vorbild Ibsen war ein alter Herr, als er in der „Wildente“ auf ideale Forderungen Verzicht leistete und mit der Bitterkeit eines Zwenal seine Meisterfigur schuf, den eitlen Photographen. Ibsen selbst hat seitdem von dem Greisenrechte, weise und kraftlos sein zu dürfen, einigen Gebrauch gemacht. Der deutsche Naturalismus hat seine Entwicklung mit vollem Bewußtsein fortgesetzt und keiner unter den „Jungen“ mit solchem Talente wie Gerhard Hauptmann. Was der bisher veröffentlicht hat, sind zwar nur Studien über Ibsensche Motive, aber Studien, die ein künftiges Original erkennen lassen. Und so abhängig Hauptmann sich auch in Sprache und Charakteren von den großen Ausländern zeigt, es ist doch eigentümlich deutsche Kraft in ihm, die zugleich Hochachtung und Sympathie einflößt. Hochachtung und Sympathie zugleich — es ist fast schon ein Sieg.

Aber — das „aber“ gilt nicht dem Hauptmann des deutschen Naturalismus allein, sondern der gesamten Richtung, welche in den wirklichen Neuigkeiten der „Freien Bühne“ zum Worte gekommen ist. Aber dieser Naturalismus muß doch eine kleine Strecke zurückgehen, um von einem etwas ältern Ausgangspunkte die Zukunft zu erobern. Es ist nämlich nicht wahr, daß nur erblich belastete Menschen die Helden von psychologischen Dramen sein dürfen, es ist nicht wahr, daß alle Leute, die wir kennen, stottern und stammeln, es ist endlich nicht wahr, daß ein beliebiger Ausschnitt aus dem gemeinen Dasein einer gemeinen Familie ein Drama ist. Sonst müßten wir nicht nur Schiller und Sophokles, sondern auch Shakespeare und Goethe für schlechte Dichter halten, Romeo und Gretchen für konventionelle Bühnenmasken erklären; sonst müßten wir auf alle Schönheit der Sprache verzichten und würden zur Pantomime zurückkehren; sonst wäre jedes Landschaftsbild, welches wir durch irgend eine beliebige Fenster Scheibe erblicken, auch schon ein Kunstwert, wenn wir es nur photographieren.

Es wird eine der Aufgaben der „Freien Bühne“ in ihrer nächsten Campaigne sein, sich vor solcher Einseitigkeit zu bewahren; wenn sie aber auch nichts gethan hätte, als daß sie das prächtige Talent von Hauptmann früh erkannt und gefördert hat, so wäre auch das schon dankbar aufzunehmen. Direkt und indirekt jedoch ist die Wirkung dieses Vereins eine weit größere gewesen. Direkt ist freilich nur eine geringe Zahl von Personen, sagen wir etwa die Hälfte der Vereinsmitglieder, also vielleicht fünfhundert Menschen, für eine neue, freiere und wahrere Dichtkunst aufnahmefähig gemacht worden. Weit hinaus aber über diese fast lokale Macht haben die lebhaften und selbst die heftigsten Besprechungen dieser privaten Aufführungen in ganz Deutschland ein frisches literarisches Interesse wachgerufen und dadurch wahrhaftig, so realistisch die Grundzüge der meisten Dichter waren, einem sehr idealen Zwecke gedient. Und nicht ein müßiges Theegespräch über allgemeine Kunstfragen ist erweckt worden, sondern ein gesunder Kampf um die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, ein Kampf, der umfassend die Bühne und die gesamte Litteratur und das soziale Leben dazu ergriffen hat.

Und noch eins könnten die neun Aufführungen der „Freien Bühne“ erzeugt haben, wenn die Debatten von beiden Seiten immer mit der nötigen Sachlichkeit geführt worden wären: den Beginn einer Hegemonie Deutschlands auch in Sachen der dramatischen Kunst.

Wie die jungen Talente bei uns auf die bahnbrechenden Ausländer gewartet haben, so ist auch das deutsche Publikum nur langsam der Bewegung in Frankreich, Scandinavien und Rußland gefolgt. Jetzt aber, wo endlich unsere Talente sich zu rühren und die Zuschauer sie zu verstehen beginnen, haben

wir vor dem Auslande einen Vorsprung gewonnen. Scandinavien ist für seine eigenen Dichter zu klein, Rußland vielleicht zu groß, jedenfalls aber nicht europäisch genug, und in Frankreich ist Ibsen eben erst durchgefallen. Wir scheinen jedenfalls wieder wie vor hundert Jahren der richtige Boden für eine Art von Weltlitteratur zu werden, wo wir leider durch Jahrhunderte die Felder für die Völkerkriechen hergegeben haben. Möge die Zukunft uns zu der Weltlitteratur auch zum zweitenmal einen Goethe beschenken! Im Wünschen braucht man ja nicht gerade bescheiden zu sein.

Kleine Kritik.

Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Sozialdemokratie. Von D. Willibald Beytschlag. (Berlin 1890, Verlag von Waltherr und Apolant.)

Menschen, die auf einem kirchlichen Standpunkte stehen, und solche, die sich keinem Kirchendogma unterthan fühlen, werden einander selten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Je unklarer die einen und die andern über ihre Weltanschauung sind, desto leichter werden sie geneigt sein, den Gegner lieber beschimpfen als verstehen zu wollen. Plumper Materialismus auf der einen, plumpe Orthodoxie auf der anderen Seite ziehen, und nur zu oft mit Recht, die Ehrlichkeit und die Intelligenz der Gegenpartei in Zweifel. Was zwischen den einzelnen Konfessionen im Laufe der Jahrhunderte sich als notwendig herausgestellt hat, die gegenseitige Duldung, das scheint immer noch zwischen Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit nicht möglich zu sein. Diese achtungsvolle Genügnung aber wäre möglich, wenn nur viele Theologen so gerecht wären, wie Willibald Beytschlag in Halle, der in der vorliegenden Broschüre die Unfähigkeit der herrschenden Kirche eingesteht, die atheïstische Sozialdemokratie zu bekämpfen. Seine Reformvorschläge verdienen zur Rechten und zur Linken beachtet zu werden. Für seine Darstellung wäre es vorteilhaft, wenn er sich gewisser polternder Kangelworte ganz und gar enthalten wollte. „Mammonsknecht“ z. B. ist kein freundlicher Ausdruck für den armen reichen Mann; und auch „die sogenante Wissenschaft“ erinnert noch an den frommen Übereifer, den Beytschlag sonst so mächtig bekämpft.

Das Höfe-Recht. Eine Erzählung von J. J. David. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.)

J. J. David hat seine Erzählung „Das Höfe-Recht“ seinem geistigen Förderer Erich Schmidt zugeeignet. Die Form der Widmung läßt darauf schließen, daß der Litteraturhistoriker den jungen Dichter sehr hoch schätze: so wird die Huldbildung zur Empfehlung, und mancher, dem der Name David als der eines unkirchlichen Professors nicht unbekannt geblieben ist, wird sein erstes Buch vertrauensvoll in die Hand nehmen. Das Vertrauen wird nicht getäuscht. Aus dem „Höfe-Recht“ spricht Talent und Charakter, freilich beides nicht so laut und nicht so einander durchbringend, daß die Vereinigung gleich als Genie anzupreisen wäre, aber reich genug, um an der Schöpfung und ihrem Schöpfer Freude entstehen zu lassen. David erzählt die Geschichte zweier Brüder, von denen der ältere nach Väterbrauch der alleinige Erbe des großen Hofes werden soll, während der jüngere zum Studenten bestimmt wird. Die hübsche Tochter eines jüdischen Mauthpächters tritt zwischen beide, und schließlich erschlägt der verbummelte Student im Zögern seinen Bruder, den Groß-Bauern. Ein schwerer Fehler der Komposition wird dem naivsten wie dem kritischsten Leser sofort auffallen. Die beiden Hauptmotive gehen nämlich völlig getrennt nebeneinander her; nirgendwo schlingt sich ein Faden von einem zum andern. Der Titel der Erzählung deutet darauf hin, daß der Dichter das bäuerliche Erbrecht, welches den zweitgeborenen Sohn zum Knecht des ältesten macht, als die Hauptsache betrachtet. Und wirklich ist die Handlung so geführt, daß die Eifersucht um des hübschen Mädchens willen für das Schicksal der Brüder fast ganz unwesentlich ist. Aber diese Liebesintrigue bildet doch wieder die eigentliche Geschichte, und das Höfe-Recht giebt ihr nur einen zufälligen Abschluß. Daher kommt es, daß die beste Wirkung, die der Notwendigkeit alles Gegebenen, ausbleibt. Das Studentenleben in Wien und das Elend im Mauthhäuschen ist vorzüglich beobachtet, aber daneben wird über das Höfe-Recht und über die Gedanken der Bauern ein wenig geleitartikelt. Trotz alledem dürfen wir von J. J. David noch lehrwürdige Bücher erwarten, und wenn er noch etwas Humor in sich entdecken und dafür manche Fiererei seiner Schreibweise opfern wollte, so könnte man ihn ohne zu großen Nachteil mit Berthold Auerbach vergleichen, dem er freilich schon selbst einen Schuß Birch-Pfeiffer zugelegt hat. Wenigstens die alte aufrechte Bäuerin ist bereits guter, von der Birch-Pfeiffer dramatisierter Auerbach. fm.